Himbrecht

Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 1 Thlr. — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen 2 Bde. 2⅔ Thlr. — Am Stein. 1 Thlr.

Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen. (1681). 1 Thlr.

Pichler, Louise, Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. 2 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Ngr. — Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 2 Bde. 24 Ngr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vergangene und vergessene Tage. 24 Ngr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1⅓ Thlr.

Schirmer, Ad., Lütt Hannes. 3 Bde. 3½ Thlr.

Smetana, Aug., Geschichte eines Excommunicirten. 24 Ngr.

Smidt, Heinr., Deutsche Schiffe und dänische Kaper. 2 Bde. 2 Thlr.

Stein, Paul, Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 4 Thlr.

Stifft, A., Von Nord und Süd. 1⅓ Thlr.

Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bände. 2½ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr.

Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 4 Bde. 2 Thlr.

Wohlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagog. Roman. 1½ Thlr.

Die
Tochter des Spielers.

Roman

von

Luise Ernesti.

Motto:
„Sei Deiner Welt, so viel Du kannst, ein Engel,
Dann wird sie Dir, trotz aller ihrer Mängel,
Soviel sie kann, ein Himmel sein.“

Zweite Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig.
Fr. Wilh. Grunow.
1865.

Erstes Kapitel.

Die zehnte Stunde — die zur Testamentseröffnung bestimmte Zeit — tönte in ihren einzelnen Schlägen laut und vernehmlich vom Thurme des Schlosses zu Bronswiek, und diese schweren, lang nachhallenden Klänge machten manches Herz erbeben, das seit lange schon unruhig diesem Augenblick entgegengesehn, seit Kurzem sich vergeblich bemühte, ruhig dieser entscheidenden Stunde zu begegnen.

Bleich war das Antlitz der mit dem letzten Glockenschlage in den Königssaal eintretenden Präsidentin, noch farbloser die Gesichter ihrer, der Mutter folgenden Kinder, völlig zerstört das Roderich's. Und doch lag Spannung, Erwartung in Aller Zügen, Keiner zeigte diesen gänzlich hoffnungslosen Ausdruck, wie er in dem edeln, schönen Antlitz Haralds zu finden war. Ernst, düster schritt

er neben Mathilden her, das Haupt jedoch mit so viel Stolz, so viel Selbstbewußtsein erhoben, als stände er weit erhaben über allen kleinlichen Interessen des Lebens, hoch erhaben über Welt und Menschen, als sei er selbst ein Gott, selbst sein Schicksal.

Die Präsidentin und ihre Familie, Harald von Tondern, Madame Winter und deren Söhne, nahmen die für sie am obern Ende der Tafel bestimmten Sessel ein, in deren Mitte der bevollmächtigte Advokat und einige andere Gerichtspersonen ihre Plätze inne hatten.

An der entgegengesetzten Seite der langen Tafel saßen der Geistliche und Schulze des Dorfes, der Haushofmeister, Benjamin Henoch, der Lehrer und die Erzieherin Valentinens, neben welcher Letztern und ihr gegenüber noch zwei leere Stühle standen.

Während jene eben Eingetretenen ihre Blicke musternd fortschweifen ließen über die bereits an der Tafel Sitzenden, über die im Hintergrunde des Gemaches versammelte Dienerschaft des Hauses, die Gutsangehörigen und fast gesammten Einwohner des Dorfes, da öffneten sich die Thüren des Königssaales noch einmal und Valentine von St. Allande erschien auf der Schwelle. Aller Augen rich-

teten sich jetzt auf sie, — Aller Blicke blieben voll Überraschung an ihrer Erscheinung haften. Von dem düstern, glanzlosen Grunde ihres einfachen, wollenen Trauergewandes, von den dunkeln Wellen ihres reichen, lang über Schultern und Brust herabfallenden Haars hob sich schimmernd und leuchtend das Brillantkreuz hervor. Die Form des Schmuckes, den sie trug, konnte Niemand in der Entfernung erkennen; man sah nur dieses wogende Meer von Licht und Glanz, diese Fülle leuchtender Strahlen, feuriger Gluthen. Sie blendeten jedes Auge und umwoben die düstere Erscheinung des jungen Mädchens, wie mit einem hellen Glorienschein.

Valentine erröthete bei Aller so forschend auf sie gerichteten Blicken, und unwillkührlich senkte sie die Augen bei der tiefen Verbeugung, mit welcher sie die Versammlung begrüßte. — War ihr Blick bei dem Augenniederschlag auf das Kreuz gefallen und erhob sie dessen schöne Bedeutung, oder — hob der Gedanke: Aller Blicke ruhig begegnen zu können, den ihrigen? — Als das geschah, als ihr Blick sich so voll und groß, so frei und unbefangen auf die Anwesenden heftete, da überstrahlte das Erbe ihres Vaters, diese warm in's Herz leuchtenden Au-

gen, — diese Augen voll so lichten, glänzenden Scheins, voll so tiefer, flammender Glut — das alte Erbstück des Hauses Tondern, jenes wundersam hell schimmernde Brillantkreuz! —

Keiner von der Familie Halden, auch nicht der stolze, kühne Harald, der sich doch so fest gegen die Zaubermacht dieser Augen gewappnet, konnte dem ruhigen Blicke des jungen Mädchens ruhig begegnen — jeder Einzelne fühlte in dem Moment mehr oder minder tief, ob er ihr doch nicht Unrecht, bitteres Unrecht gethan — ob nicht jetzt vielleicht die Stunde der Vergeltung komme! —

Er ließ auf sich warten, dieser Moment der Entscheidung, und bevor er eintrat, bot sich Denen, die Valentinen im blinden Glauben des Schlimmsten angeklagt, noch einmal volle Gelegenheit, sie tief im Herzen und laut, der niedrigsten Habgier zu beschuldigen. Nachdem das junge Mädchen ihren selbstgewählten Platz am äußersten Ende der langen Tafel eingenommen, Herr Henoch sich an ihre Seite gesetzt, öffnete der vom verstorbenen Gutsherrn bevollmächtigte Advokat das versiegelte Testament.

Eine Todtenstille herrschte im großen, weiten Saale, — ein so tiefes, lautloses Schweigen, daß

man das Erbrechen der Siegel — das Knittern des Papieres hörte. Mit dieser Stille im Innern des Saales stand die Natur an dem Morgen im vollsten Einklange. Kein Lüftchen regte sich, unbewegt schienen selbst dazuliegen jene endlos weiten Meeresflächen, nur die Milliarden leuchtender Silberfunken, die die Sonnenstrahlen auf ihrem tiefen Blau und lichten Smaragdgrün erzittern ließen, gaben Beweis vom leichten Spiel der Wellen, vom Fall und Steigen der Wogen. Hell und glänzend fielen diese Strahlen der Sonne auch in das hohe, weite, tiefgewölbte Gemach, wo die kommenden Ereignisse noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt lagen.

Während die Gedanken der bei der Testamentseröffnung nahe Betheiligten fest an den sie umschließenden Raum gebannt waren, suchten ihre Blicke unwillkührlich jene endlos weiten Meeresflächen, die jeder Einzelne von seinem Platze aus zu sehen vermochte, und indem das Auge sich zur fernsten Ferne richtete, wandte der Geist sich mehr und mehr der nahen Grenze zu, hinter der die Entscheidung verborgen. Nur Valentinens Augen ruhten auf dem bevollmächtigten Advokaten; gespannt verfolgte sie jede seiner Bewegungen, dann — als er die ver-

schiedenen Papiere alle entfaltet und langsam, mit ruhiger, volltönender Stimme zu lesen begann, senkte sich ihr Blick, und indem ihr Antlitz mehr und mehr erbleichte, nahmen ihre Züge den Ausdruck tiefer Trauer, den Ausdruck einer bangen Trostlosigkeit an.

Das Testament Baron Eckardsteins lautete:

Tondering am 28. November 1823.

„Heute, am Jahrestage der Flucht meiner Tochter Juliane, jetzigen Vicomtesse von St. Allande, enterbe ich eben diese Tochter wegen ihrer Flucht aus dem elterlichen Hause, enterbe hiermit jeden ihrer etwaigen Nachkommen und nehme Allen das Recht, irgend welchen Anspruch auf mein Vermögen zu erheben. Dieses mein, in dem auf Rügen belegenen Landgute „Bronswiek" bestehende Vermögen und das in Capitalien angelegte baare Vermögen von 150,000 Thalern — dieses Alles vermache ich hiermit dem treuen, langjährigen Freunde meiner Familie, dem Preußischen Generale a. D. Herrn Claus von Halden, enthalte mich jeder weitern Verfügung über Bestimmung dieses Vermögens nach seinem Tode, indem es nur einzig seinen Verwandten zufallen kann und wird, ich spreche nur hiermit den Wunsch aus, daß sein ältester Neffe, Roderich von Halden, nach

erlangter Volljährigkeit Bronswiek übernimmt, die Einkünfte dieses Gutes ihm ungeschmälert zufallen."

Der Advokat hielt inne — sein Auge überflog die an der Tafel Sitzenden, er begegnete strahlenden Blicken, begegnete einem Auge, das sich angsterfüllt auf die Familie von Halden richtete.

„Das Testament Baron von Eckardsteins ist noch nicht zu Ende!" fuhr er mit laut erhobner Stimme fort. „In Folge des hier befindlichen Testaments des ernannten Universalerben, das als beweisführendes Dokument dem Testamente des verstorbenen Gutsherrn beigefügt ist — in Folge dieses Testaments des Herrn General Claus von Halden stieß Baron Eckardstein seine eben verlesenen testamentarischen Verfügungen um und setzte im Jahre 1837 in meiner und meiner hier anwesenden Herren Collegen Gegenwart einen letzten Willen auf. Dieser letzte Wille lautet:

Bronswiek auf Rügen den 1. März 1837.

„Umstände zwingen mich, mein erstes, im Jahre 1823 in Töndering aufgesetztes Testament umzustoßen, da der von mir in jenem Testamente ernannte Universalerbe meines Vermögens in einer mir nicht zusagenden Weise seine testamentarischen Verfügungen getroffen: meine von mir enterbte Tochter, die Vi-

comtesse Juliane von St. Allande und deren Nachkommen zu seinen alleinigen Erben bestimmt hat.

So ändere ich denn jetzt meinen letzten Willen dahin, daß ich Fräulein Valentine von Halden, die geliebte Pflegetochter meines theuern Freundes, die treue Pflegerin meiner alten Tage zur alleinigen und unumschränkten Erbin von Bronswiek und meines baaren Vermögens bestimme; spreche aber hiermit auch den Wunsch aus: daß eben diese meine Universalerbin sich mit dem Neffen ihres Pflegevaters, dem Lieutenant Roderich von Halden ehelich verbinde. In diesem Falle tritt besagter Herr, nach vollzogener Trauung mit Fräulein Valentine von Halden, in Gütergemeinschaft mit seiner Frau, bleibt während ihrer Minderjährigkeit ihr einziger Vormund und soll gleiche Rechte, wie sie, über das Vermögen haben. Erfüllt sich dieser mein innigster Wunsch, so empfehle ich dem jungen Mann: stets treue Sorge zu tragen für sein Weib, bitte ihn: sie so glücklich zu machen, wie jenes Herz verdient, glücklich zu sein und gebe Beiden hiermit meinen reichsten Segen zu ihrem Bündniß, flehe des Himmels reichsten Segen herab auf Valentine von Halden, auf Roderich von Halden.

Etliche Paragraphe, Legate betreffend, folgten. Im ersten der Paragraphen war die Fortsetzung der Zulage Haralds von Tondern bestimmt, diese aber auf 600 Thaler jährlich erhöht und ihm auf Lebenszeit angewiesen. Im zweiten Paragraphen wurden dem Lehrer und der Erzieherin Valentinens Jedem eine lebenslängliche, jährliche Pension von 300 Thalern verheißen oder ihnen freigestellt, nach ihrem Ausscheiden aus ihrer Stellung ein Capital von 5000 Thalern zu verlangen. In den folgenden Paragraphen war allen den im Dienst des Hauses und Gutes stehenden Personen, ohne Ausnahme des Standes und Ranges, den sie bekleideten, 100 Thaler ausgesetzt, dem Haushofmeister, Inspektor und den beiden Verwaltern des Gutes aber die Summe von 1000 Thalern angewiesen, — 2000 Thaler zur Vertheilung unter die Bewohner des Dorfes Bronswiek bestimmt, 500 Thaler dem Geistlichen, 500 Thaler der Kirche, 1000 Thaler der Armenkasse und 300 Thaler zur Ausrichtung eines Festes für das Dienstpersonal, die Bewohner des Dorfes und der nächsten Umgebung am Tage vor der Hochzeit Valentinens.

Valentine hörte Nichts von all' diesen Paragra-

phen, die lautesten Jubel hervorriefen; auch an der Präsidentin, ihrem Sohne und ihren Töchtern, an Harald von Tondern rauschten diese Bestimmungen in unverständlichen Klängen vorüber, — Alle beschäftigte einzig der letzte Wille des Verstorbenen, der letzte Wunsch des Verstorbenen!

Mehrere Minuten waren schon über den Freudenausbrüchen der Dienerschaft und Gutsunterthanen vergangen, Stille war schon wieder dem Tumulte gefolgt, aufstehend wollten jetzt die Gerichtsbeamten die Sitzung aufheben und das Zeichen zum Ende der Versammlung geben, als Valentine von Halden, auf die sich nach und nach Aller Blicke gerichtet, langsam den Kopf erhob, den sie tief auf die Brust geneigt. Sie war geisterbleich, glich mehr einer Statue von Marmor, als einem lebenden Wesen, und vielleicht war in dem Augenblicke nicht Einer unter Allen, der nicht mit Mitleid oder mit Angst auf sie geschaut. Mit ihren starren, eiskalten Händen strich sie mehrere Male über die Stirne, auf die jetzt plötzlich Tropfen kalten Schweißes traten, und als sie von ihrem Stuhle aufstand, schien sie nicht die Kraft zu haben, sich auf den Füßen zu erhalten. Erst als Herr Henoch ihr einige Worte zuflüsterte,

ihre schwankende Gestalt unterstützte, da schien Leben, Bewegung in ihre leblosen Glieder zu kommen. Sie machte sich von seiner Hand frei, erfaßte dann den Schmuck, den sie an der Brust trug, umklammerte ihn aber so fest, daß die feine Kette riß, die das Kreuz getragen. Ohne darauf zu achten, sprach Valentine mit einer Stimme, die weder Ton noch Klang hatte:

„Inwiefern ich mich von dem Verdachte reinigen werde, Erbschleicherin des mir eben zugefallenen Vermögens zu sein — ein Verdacht, der mich bereits getroffen und auch ferner von Denen treffen wird, die von allen nähern Verhältnissen und Umständen nicht unterrichtet sind, unter welchen ich Erbin geworden — das Alles gehört nicht vor diese ganze Versammlung. Ich werde mich darüber nur mit Denen besprechen, die anscheinend meinetwegen enterbt sind; doch hier, vor Allen, erkläre ich bereits jetzt mit feierlichem Schwure: daß ich, um frei von jeder Verläumdung dazustehn, — um die Todten vor einer Anklage über ihre Handlungsweise zu schützen, nicht allein bereit bin, das Vermögen mit allen Denen zu theilen, die darauf Anspruch zu haben glauben — und unter Diesen hebe ich

namentlich den Neffen des verstorbenen Baron von Eckardstein, den Grafen Harald von Tondern hervor; — sondern ich schwöre, zur völligen Entsagung des mir bestimmten Erbes auf Verlangen bereit zu sein."

Valentine hielt einige Momente inne, in sprachloser Ueberraschung starrten Alle sie an — mißbilligend wiegte Herr Henoch sein Haupt hin und her, leuchtenden Auges blickte Benjamin Henoch auf das junge Mädchen. Wie still sich auch alle an der Tafel Versammelten nach dieser Erklärung verhielten, minder ruhig nahmen die Dorfbewohner und die Dienerschaft Valentinens Ausspruch hin; lautes Murren wurde hörbar, dumpf, aber deutlich erklangen die Worte: „Sie soll, sie muß die Erbin bleiben!" Noch deutlicher vernahm man den Ausruf: „Ein Schuft, wer ihr das Geld nimmt und den Willen unsers Gutsherrn nicht ehrt!"

Valentine wurde sichtlich mehr peinlich als angenehm durch diese Volksstimme und Volksjustiz berührt; sich lebhaft aufrichtend, fuhr sie mit sicherer, klangvoller, fast freudiger Stimme fort: „Mir bleibt noch Etwas zu sagen! — In Nimperow, wenige Stunden vor seinem Tode, traf Baron Eckard-

stein noch eine Verfügung, die er mit dem Wunsche in meine Hand gelegt, sie am Tage der Testamentseröffnung dem Advokaten zu übergeben. Hier ist sie!"

Valentine zog aus der Tasche ihres Kleides ein Papier im Format eines Briefes, und während sie dies kleine Dokument in die Hand des Bevollmächtigten legte, warf Beatrice auf ihre Umgebung einen triumphirenden, auf Valentine einen verächtlichen Blick, und Harald flüsterte Mathilden zu: „Wahrhaftig, sie bringt jetzt, nach ihrer scheinbar so großmüthigen, aber doch schlau berechneten Erklärung die Verschreibung Hillerhörns vor. O, über dies kluge, habgierige und falsche Geschöpf, das jetzt mit dem Lächeln eines Engels dasteht."

Valentine stand in der That mit dem strahlenden Lächeln eines Engels da, immer reiner, immer lichter wurden ihre Züge während Haralds geheimer Anklage, und mit wunderbar leuchtendem Auge begegnete sie seinem düstern Blicke, mit einem Auge so rein, so unschuldig, daß er tief im Herzen erbebte, daß seine Seele wiederum die Todesangst erfaßte: „Gott, wenn du ihr Unrecht gethan!" Mit Spannung, mit Erwartung lauschte er daher dieser Entscheidung. Sie lautete:

„Der Himmel ist so gnädig, mir an der Grenze meines Lebens noch die Gelegenheit zu geben, eine That des Edelmuths zu vergelten, die mein Neffe, Harald von Tondern, einst an meinen jetzt seit lange in Gott ruhenden Kindern, dem Vicomte und der Vicomtesse von St. Allande und beider Tochter, gethan. Durch einen wunderbaren Zufall ist heute in die Hand der Pflegetochter des Generals von Halden ein Brief meines verstorbenen Schwiegersohns gefallen, welcher seit Jahren uneröffnet in einem alten Schreibpulte gelegen, das in frühern Jahren in meinem Zimmer gestanden. In dem Schreiben fleht mich mein Sohn an, eine Schuld an den Grafen Harald von Tondern zu tilgen. Worin diese besteht, wird mein Neffe wissen, — ich bitte ihn, von dieser schönen That seines Herzens und von dem ganzen Vorfall im Städtchen † † † zu schweigen, wie er ja voll Edelmuth bisher gethan, ich bitte ihn, von mir, nicht als Vergeltung — denn solche Handlungen sind nie zu vergelten — sondern zur Feststellung seiner Zukunft mit Mathilde von Halden und zur freundlichen Erinnerung an seinen alten Onkel die Besitzung Hillerhörn anzunehmen, die ich erst kürzlich gekauft.

So verschreibe ich denn hiermit dem Grafen Harald von Tondern dieses Gut feierlichst, — vermache ihm hiermit auch das einst Herrn Henoch zu Töndering zu anderm Zweck überlassene Vermögen von 20,000 Thalern, das ich von meiner verstorbenen Frau geerbt und wünsche meinem lieben Neffen, wie dem so lang von ihm geliebten Mädchen seiner Wahl alles Glück — flehe zu Gott, daß er Beiden reich — reich vergelte jene That, die Harald einst zum Glücke Derer vollbracht, mit denen ich versöhnt sterbe, mit denen ich bald vereint zu sein hoffe!"

In stummen, aber doch so beredten Staunen hörte Harald diese Worte an. — Als er ihren Sinn erfaßt, ihre Bedeutung begriffen, entstürzten Thränen seinen Augen. Mit den Worten: „mein Onkel, mein guter Onkel!" verbarg er sein Antlitz in beiden Händen — dann — der Umgebung nicht achtend, Alles vergessend, außer sein Glück, sein namenloses Glück, das so plötzlich, so unerwartet über ihn hereinbrach — umschlang er die Geliebte heiß und glühend, preßte einen Kuß auf ihre Lippen, eilte dann, hingerissen von so mannichfach auf ihn einstürmenden Gefühlen mit Mathilden zu Va=

lentinen, und als er in deren feuchtes, hell glänzendes Auge und freudig verklärtes Antlitz sah, da rief er, ihre Hände erfassend:

„O, wie soll ich Ihnen das danken — wie Ihre That je vergelten?“

Licht, wie die Purpurwolken des Morgenroths, flammte das Roth auf Valentinens zuvor so bleichen Wangen, ihre strahlenden Augen senkten sich einen Moment mit ihrer ganzen vollen, warmen Gluth in die leuchtenden Blicke Haralds, sahen dann auf Mathilde und heftig erzitternd, sagte sie mit leiser, bebender, nur der nächsten Umgebung verständlicher Stimme:

„Ich that Nichts — Nichts, als einen mir gegebenen Auftrag erfüllen, und wollen Sie, Graf Tondern, durch Etwas Dank beweisen, so ist's im Sinne des Verstorbenen gehandelt, wenn Sie fortan milder über den Vicomte von St. Allande urtheilen, sein Kind — sein armes Kind nie mehr mit dem Namen: „die Tochter eines Spielers“ bezeichnen.“

Valentine erbleichte bei diesen Worten zur Farbe des Todes, und ehe Jemand sie erfassen, stützen konnte, fiel sie rücklings über zu Boden. — Ein

lauter Schrei folgte ihrem Falle und Benjamin Henoch stürzte sich über die leblose Gestalt des jungen Mädchens.

Einen Moment starrte Harald überrascht, überwältigt auf die Gruppe zu seinen Füßen, dann riß er mit dem Blicke eines Tigers, der seine Beute vertheidigt, den Jüngling von Valentinen fort, schleuderte ihn heftig zur Seite und trug die Ohnmächtige in ihr Zimmer.

Zweites Kapitel.

Wie schon einmal in Valentinens Leben hatten Monate lange Aufregungen ein heftiges Nervenfieber zur Folge. Mehrere Wochen hielt ihre völlige Besinnungslosigkeit an, und in dieser Zeit wiederholten sich die Anfälle eines wilden Deliriums so oft, daß die Präsidentin von Halden, welche in den bösen Stunden stets allein bei dem jungen Mädchen war, immer mehr und mehr fürchtete, daß ihre Kräfte die tobende Gewalt solch entsetzlichen Fiebers nicht aushalten, sie der Krankheit erliegen würde, die sich wohl langsam vorbereitet, sie aber doch so plötzlich überfallen. An einem Morgen gegen Ende November erwachte Valentine aus der entscheidenden Krisis mit Bewußtsein, und ihr erster Blick fiel auf das so bleiche, sorgenvolle Antlitz der Präsidentin, welche an ihrem gewöhnlichen Platze, zu

Füßen des Krankenbettes, saß und ihre forschenden Augen unverwandt auf dem Gesicht der Patientin ruhen ließ.

Kaum, daß Frau von Halden diesem Blicke Valentinens begegnet, so schrie sie laut auf vor Entzücken und Freude, sprach mit Thränen aufrichtigen Dankes: „O Gott, Du hast mein Gebet erhört, sie ist gerettet!“ Durch ihren Schrei wurde der im Nebenzimmer in einem Lehnstuhl ruhende Arzt herbeigerufen, und nachdem auch er einen Blick in das Auge der Kranken geworfen, wiederholte er gerührt:

„Ja, sie ist gerettet!“

Valentine wollte sprechen, jedoch der Doctor bat sie flehend, kein Wort zu sagen, selbst möglichst wenig zu denken, sondern zu versuchen, bald wieder einzuschlafen. Er griff zu einem Medicament, das die Präsidentin dann Valentinen eingab, und als sie es geduldig nahm, streichelte sie freundlich die eingesunkenen Wangen des jungen Mädchens und bat ebenfalls innig: „Nicht wahr, Du sprichst nicht, mein Engel, Du befolgst als gutes Kind die Befehle des Doctors!“

Vielleicht hätte es kaum so dringenden Zuredens bedurft, die Kranke zum Schweigen zu veranlassen,

schienen doch ihre Kräfte durch das heftige, andauernde Fieber völlig erschöpft zu sein, verbot sich jede Anstrengung von selbst, denn kaum, daß Valentine einige Minuten ihre Umgebung betrachtet, mit schwachem Lächeln die Hand ihrer treuen Pflegerin und die des Arztes gedrückt, so versank sie abermals in tiefen Schlaf. Dieser Schlaf war nun fortan kein durch Träume und Phantasien beunruhigter; erwachte Valentine jetzt, so war es mit Bewußtsein, und immer und immer traf ihr erster Blick die Präsidentin.

Seit dem Ausbruch ihrer Krankheit war jene nicht von Valentinen gewichen; ruhig hatte sie zwar mit angesehen, daß Harald das Mädchen fortgebracht, doch weitere Bemühungen duldete sie nicht bei der Ohnmächtigen und entfernte Alle mit dem Rufe: „Holt Wasser, bringt Eau de Cologne, schickt zum Arzte!“ Als sie zurückkehrten, um der Kranken beizustehen, bat sie: „Laßt mich mit ihr allein, sie bedarf einzig der Ruhe.“

Kaum mit Valentinen ganz allein, öffnete sie deren krampfhaft geschlossene Hand, entnahm ihren starren Fingern jenen Schmuck, den sie bei der Testamentseröffnung getragen — und nachdem die

Präsidentin den flüchtigsten Blick auf das Kreuz geworfen, stieß sie einen leisen Schrei aus — einen Schrei des Staunens, der Überraschung! — Und hätte sie auch jene Brillanten vom reinsten Wasser, von seltenster Größe, vielleicht nicht wiedererkannt, unverkennbar wäre ihr doch stets die antike Fassung des alten Kreuzes geblieben. Nachdem sie es denn betrachtet, erkannte sie es auch als dasselbe wieder, das Abraham Hain ihr am Geburtstage Sigismund Winters gezeigt, und deutlich entsann sie sich auch jedes Wortes, das er über diesen werthvollen Schmuck gesprochen.

Als die Präsidentin nun erst diesen einen Anhalt hatte, da trat auch jene andere Erinnerung an das bleiche Kind vor sie hin, dem sie an demselben Tage an der Thüre des Juden begegnet war. Wer dieses Kind — daß es eben dieses jetzt bewußtlos vor ihr daliegende Mädchen — blieb außer allem Zweifel. Während sie überrascht und prüfend auf Valentinens bleiches Angesicht sah, darin die Züge jenes Kindes wiederfand, wurden ihr plötzlich die scheuen, oft so angsterfüllten Blicke des jungen Mädchens erklärlich, mit denen die Pflegetochter ihres Schwagers ihrer freundlichen Annäherung be-

gegnet. Sicherlich hatte Valentine sie längst wieder erkannt, — sicherlich hatte sie gefürchtet, von ihr wieder erkannt zu werden! —

Nachdem diese Idee Raum in ihrer Seele gefaßt, fragte die Präsidentin sich nach dem Grund dieser Furcht, grübelte und grübelte, und wiederum wurden die strahlenden Brillanten ihr helle Leuchte in dem undurchdringlichen Dunkel. Hatte ihr doch Harald oft von einem so wunderbar strahlenden Brillantkreuz erzählt, dem Erb- und Familienstücke des Tondern'schen Geschlechts, hatte er doch so manchmal bedauert, daß dieses alte Kleinod auf die Vicomtesse von St. Allande zu der Zeit übergegangen, als seine Tante erfahren, ihre Tochter habe einem Mädchen das Leben gegeben.

Bevor also noch Valentine in Fieberphantasien der horchenden und lauschenden Präsidentin Bruchstücke aus der Vergangenheit ihres Lebens enthüllte, hatte sich dem scharfen Blicke dieser Frau bereits ihre Geburt enthüllt, und ehe die Kranke in bewußtlosem Zustande Alles verrathen, was so lange als Geheimniß gehalten, wußte die Präsidentin durch das Kreuz, — durch die Erinnerung an Abraham Hains Worte, „daß jene Dame, die den Schmuck

versetzt, sicherlich das Weib eines Spielers sei" — daß Valentine die Tochter jenes Spielers — dieses junge Mädchen, das ihr Schwager als Pflegtochter adoptirt, die Tochter des Vicomte und der Vicomtesse von St. Allande, Enkelin des Baron von Eckardstein und — rechtmäßige Erbin des Vermögens sei.

Wenn die Präsidentin auch hätte zweifeln wollen, wie hätte sie nach dem Testamente zweifeln können — wie hätte nicht allein der Umstand, daß Valentine noch Harald von Tondern ein so bedeutendes Vermögen zugewendet, sie ferner zweifeln lassen! — Der Präsidentin fiel's auch gar nicht ein, ihre plötzlichen Ideen eine Secunde in Frage zu ziehen, nicht einen Augenblick zweifelte sie, daß Eckardsteins Angabe mit dem Briefe falsch, er einzig durch Valentine, die sicherlich an dem Abend auf den ersten Blick in Harald den Retter ihres Vaters wieder erkannt, dem Großvater jene That verrathen, welche dieser im Testamente als eine „edle Handlung" bezeichnet. Nachdem die Präsidentin nun glücklich den ersten Faden des Geheimnisses gefunden, lösten sich ihr auch leicht alle Knoten, welche das übrige Gewebe zusammen schlangen. Ihr war jetzt Alles klar, und

wie hing das Ganze doch so einfach, so natürlich zusammen. Warum Eckardstein seine Enkelin nicht anerkannt — warum ihr Schwager Valentine als Tochter adoptirt — das suchte die Präsidentin gar nicht zu enträthseln, denn das zu wissen daran lag ihr Nichts; wohl aber strebte sie, des Mädchens Handlungsweise zu ergründen, denn daß blos Dankbarkeit Valentine geleitet haben sollte, Hillerhörn und außerdem ein bedeutendes Vermögen Harald zuzuwenden, wollte ihr nicht recht einleuchten. So dachte sie denn nach, ließ die letzten Monate an ihrem Geiste vorüber ziehen, und tausend kleine Wahrnehmungen überströmten sie jetzt als große Gewißheiten. Diese alle führten zu dem einen Schlusse: „Sie liebt Harald — liebt den Retter ihres Vaters seit ihrer Kindheit!"

Wie uneigennützig, wie aufopfernd diese Liebe, erkannte die Präsidentin — erkannte es nicht ohne Rührung. Licht und rein, wie die That eines Engels, trat die Handlungsweise des jungen Mädchens vor sie hin, und sie beugte sich in tiefer Bewunderung vor einem Charakter, den zu begreifen und zu würdigen sie wohl im Stande war, dem nachzuahmen diese Frau aber nie fähig gewesen sein würde.

Wie freudig schwoll das Mutterherz bei dem Gedanken, daß ihrem Sohne, dem Lieblinge ihres Herzens, solch Kleinod zugedacht war; wie laut pries sie im Innern des Himmels Gnade, der Blanche von Hochberg rechtzeitig Bronswiek entführt — sie in dem Augenblicke von ihrem Sohne getrennt, wo das Schicksal ihn mit des Glückes reichsten Gaben überschüttet — ihm die reine Hand eines Engels in die seinige legte.

Daß Roderich dies Glück erfassen, durch Valentine sein Glück gründen sollte, stand im Mutterherzen fest, und kaum, daß Frau von Halden diesen Entschluß gefaßt, sah sie sich auch schon nach Mitteln um, ihn zur Ausführung zu bringen. Als Erstes und Bestes erschien ihr: die Geheimhaltung von Valentinens Geburt. Niemand durfte ahnen, daß sie die rechtmäßige Erbin — Niemand wissen, daß sie die Vicomtesse von St. Allande war.

Welche Gefahr drohte der Ausführung dieses Mittels, als Valentinens im Fieber glühende Lippen in Momenten die Worte hervorstießen: „Ich kann ihn nicht heirathen — er ist ein Spieler!" dann nach einigen Augenblicken fortfuhr: „Deine

eigne Tochter, o Großvater, betete ja schon, als ich noch Kind war, zu Gott, daß mir das entsetzliche Geschick erspart bleibe, das Weib eines Spielers zu werden!"

Todtenbleich starrte die Präsidentin eine Secunde lang auf die phantasirende Valentine; dann fragte sie sanft: „Aber mein Kind, wer sagte Dir denn, daß Roderich ein Spieler?"

„Ich sah's! ich sah's! — Auf dem Schiff, in jener Nacht!" rief das junge Mädchen voll Entsetzen, und nach dieser Antwort schien der Traum sie hinzutragen auf ihre kleine Jacht, denn sie sprach nun von dem zuckenden Blitze, dem rollenden Donner und enthüllte nach und nach der aufhorchenden Mutter durch einzelne Worte den ganzen Zusammenhang jener nächtlichen Scene auf der Rückfahrt von Stubbenkammer. „Ich muß sie allein pflegen, ganz allein!" sprach die Präsidentin entschlossen. Und wann hätte diese Frau je einen Entschluß gefaßt, ohne ihn nicht auch durchzuführen, trotz aller sich dagegen aufthürmenden Schwierigkeiten, — wann hätte diese kluge, stets berechnende Frau Etwas unterlassen, das ihr Vortheil, wichtigen Vortheil zu bringen versprach? — — —

„Laßt mich mit ihr allein, sie scheint nur bei größter Ruhe selbst ruhiger zu werden!“ so rief die Präsidentin allen Denen zu, die abermals in das Gemach dringen, Valentine sehen, pflegen wollten; und als sie auf diese Weise sich Ruhe verschafft, brachte sie jenes Brillantkreuz in sichern Verwahrsam, damit durch dasselbe nie Harald von Tondern, der dieses Kreuz aus seiner Kindheit Tagen kannte, verrathen würde, wer Valentine sei.

Ob außer des Himmels Auge ein irdisches Auge ihre That belauschte — außer Gott ein Mensch ihre Handlung sah — die Präsidentin wußte es nicht; — sie glaubte aber: allein und unbeobachtet zu sein! —

Ehe der Arzt nach Bronswiek kam, erhielt die Präsidentin ein Billet von Herrn Henoch, in welchem er sie benachrichtigte, daß Fräulein von Halden bei der Testamentseröffnung einen werthvollen Schmuckgegenstand getragen, in heftiger Aufregung die Kette aber zerrissen habe, die diesen gehalten und er sie daher bäte, doch genau nachzusehn, ob jener Brillantschmuck in ihrem Zimmer sei, oder auf dem Wege dahin verloren worden.

Frau von Halden stürzte nach dieser Nachricht

sogleich zu Herrn Henoch, bat ihn, selbst mit nachzusehn, da sie Nichts gefunden. — Herr Henoch ließ nun den ganzen Saal durchsuchen; jedoch das Brillantkreuz fand sich natürlicher Weise nicht; er glaubte und hoffte, daß Valentine es instinktmäßig irgend wo verborgen habe, und das alte Erbstück ihrer Familie sich sicher später in ihrem Zimmer vorfinden würde.

Als der Arzt kam, wußte die Präsidentin ihn dahin zu bestimmen, ihr die Pflege der Kranken allein zu überlassen, und er that's — that's in dem festen Bewußtsein: auf die Weise am Besten für das Wohl seiner schwer kranken Patientin zu sorgen.

So blieb denn Frau von Halden mit Valentinen allein. Tag und Nacht, während voller drei Wochen, wich sie nicht vom Lager des Mädchens und war die unermüdlichste, die treuste, die aufopferndste Krankenpflegerin. Ihre Kräfte drohten oft, nicht auszureichen, ihr eiserner Wille aber stärkte stets diese sinkende Kraft und in dem Gedanken: ihrem Sohne, dem Lieblinge ihres Herzens, durch ihre Ausdauer ein glänzendes Geschick an Valentinens Seite zu bereiten — hielt sie das Schwerste, das an's Unglaublichste Streifende aus. Um Nichts zu versäu-

men und jeden Verdacht von sich abzuwenden, hatte die Präsidentin gleich in der ersten Stunde, nachdem man Valentine auf Verordnung des Arztes in das größte ihrer Zimmer gebettet, Fräulein Werner, die Erzieherin des jungen Mädchens, zu sich rufen lassen und mit ihr den ganzen Raum des Gemaches, in welchem Valentine bis dahin gewesen, nach dem verschwundenen Brillantschmuck durchsucht. Diese Nachforschung ergab natürlicher Weise kein anderes Resultat, als jene, die Herr Henoch zu demselben Zwecke hatte anstellen lassen. Bevor Fräulein Werner das Zimmer aber verließ, bat die Präsidentin sie inständig: alle übrigen Sachen Valentinens zu verschließen und die Schlüssel an sich zu nehmen. Fräulein Werner sträubte sich dagegen, und nun that's die Präsidentin selbst, verschloß in deren Gegenwart alle umherliegenden und stehenden Gegenstände: Bücher, Papiere, Zeichenmappen und Albums, legte sämmtliche Schlüssel von Schränken und Kommoden in einen Schreibtisch, und diesen Schlüssel übergab sie der Erzieherin, trotz deren Sträubens, ihn anzunehmen. Versicherte Fräulein Werner auch die Präsidentin ihres vollen Vertrauens, erwähnte sie selbst, wie unglücklich ihr Zögling über ein solches Ver-

fahren sein würde, das sie eines Mißtrauens gegen die nächste Verwandte ihres Pflegevaters beschuldige, so ließ Frau von Halden sich doch durch Nichts in ihrem Verfahren beirren und sprach freundlich, aber entschieden: „So bleibt's, liebes Fräulein, denn wenn auch unsere theure Valentine wohl noch viel zu jung ist, um Geheimnisse zu haben, ist's mir doch lieber, daß sie nach überstandener Krankheit das angenehme Bewußtsein hat, wie kein fremdes Auge ihr Eigenthum berührt." Fräulein Werner fand die Handlungsweise der Präsidentin äußerst zart und taktvoll, und hätte irgend Etwas sie noch mehr für die Frau einnehmen können, der sie bereits vollste Hochachtung zollte, so war's deren Benehmen Valentinen gegenüber. Daß diese Hochachtung sich zu Liebe und Bewunderung steigern sollte, lag viel zu sehr im Interesse der Präsidentin, als daß sie nicht Alles gethan, um beides zu erringen.

In den Stunden, wo nach heftigen Fieberanfällen nicht zu befürchten war, daß Valentine Geheimnisse verrathen könne, und sie nach ihren wilden Phantasien in tiefem, todtenähnlichem Schlafe lag, da berief die Präsidentin allemal Fräulein Werner in's Zimmer der Kranken, um derselben die so sehnlich nach dem

Anblick der Kranken verlangte, nicht wehe zu thun. Entließ sie sie aber, wenn der Zustand der Apathie vorüber, so geschah's mit den Worten: „Sie müssen sich schonen liebes Fräulein — schonen für Ihren lieben Verlobten!" —

Fräulein Werner trug stets nach einer im Krankenzimmer verlebten Stunde viel dazu bei, die Pflegerin Valentinens als halbe Heilige erscheinen zu lassen, und wären die Gesinnungen Frau von Haldens nur einigermaßen mit ihren aufopfernden Thaten Hand in Hand gegangen — sie hätte mit Recht jene große Anerkennung verdient, die ihr von Allen zu Theil wurde.

Herr Henoch reiste mit seinem Sohne, als er Valentine in solchen Händen wußte, ruhig von Bronswiek ab, verließ das Gut um so eher, als er jetzt die Ursache kannte, warum Benjamin so dringend gebeten: „ihn mit nach Rügen zu nehmen." War Abraham Hain auch mit dieser schleunigen Rückkehr des Sohnes unzufrieden, als er hörte, daß Valentine krank sei, so gab er Herrn Henoch dennoch Recht, in der Weise gehandelt zu haben, da er schon früher dieselbe Bemerkung an Benjamin gemacht, die dessen Vater so heftig erschreckt hatte.

Die Präsidentin freute sich der Abreise jener Beiden und kaum, daß sie fort, betrieb sie auch die Haralds und Roderichs. Ersterer wäre zwar augenblicklich so gern in Bronswiek geblieben, um den Verlauf von Valentinens Krankheit abzuwarten; doch die Präsidentin fragte ihn so oft, ob er nicht möglichst bald seine Angelegenheiten in Berlin ordnen und seinen Abschied nachsuchen wolle, daß er zuletzt nicht umhin konnte, Bronswiek zu verlassen. Er reiste mit der festen Zusage Frau von Haldens, daß sie Mathilde nicht mit Sigismund Winters Anträgen behelligen würde. Vorläufig blieb auch Mathilde mit jener ihr so lästigen Liebe verschont, denn Madame Winter und ihre Söhne, die eine große Furcht vor allen ansteckenden Krankheiten hegten, waren schleunigst nach Wallowitz geeilt, als der Arzt Valentinens Zufall für nervöse Aufregung erklärt und gesagt, daß das heftigste Nervenfieber zu befürchten sei. Ob die Angst, bei Anwesenheit in Rügen doch zu Krankenbesuchen verpflichtet zu sein, die Winter'sche Familie überhaupt von der Insel vertrieb, oder ob die von Tag zu Tag sich steigernde schneidende Kälte und eisige Luft die an einen Stadtaufenthalt gewöhnte und eine behagliche Wärme liebende Madame

Winter nach Cöln zu reisen veranlaßte — Sigismund die Herausgabe der „Zerstörung Troja's" allein bestimmte, die Mutter zu begleiten oder er durch die Testamentseröffnung und Haralds Benehmen endlich die klare Einsicht gewonnen, welche die Präsidentin so lange verschleiert, — sie verließen in Begleitung Edmunds Rügen, ohne der Präsidentin genau den Grund ihrer plötzlichen Abreise anzugeben. Daß Madame Winter aber nicht in Groll von der Jugendfreundin schied, welche nicht besser für das Glück ihres Erstgebornen gesorgt, wußte Frau von Halden glücklich zu verhindern. Ihr Abschiedsschreiben an die „theure Doris" war eins ihrer Meisterstücke, ein Brief, in dem sie die Freundin glücklich pries, nur Söhne zu haben, ein Schreiben, in welchem sie die sichere Hoffnung aussprach: daß trotz Allem es doch wohl in Gottes Rath bestimmt sei, daß ihre beiderseitigen Kinder sich einmal vereinten.

Ob die Präsidentin damit nun Sigismund und Mathilde oder Edmund und Clara im Sinne hatte, stand nicht in dem Briefe, und die gute Madame Winter zerbrach sich während der ganzen Reise nach Cöln den Kopf, wenn die Freundin damit gemeint.

zog sie ihre Söhne zu Rathe, so hoffte Jeder, daß er es sei, — denn Sigismund war trotz des Kusses noch immer nicht abgeneigt, Mathilde zu heirathen, tröstete sich damit, daß Harald ihn ihr gegeben, sie ja förmlich überfallen und kaum Zeit gefunden, zu begreifen, wie schnell Alles gekommen.

Der wenigst Kluge von Allen, der ehemalige Student, war in diesem Falle der Weiseste, rieth richtig, daß er und Clara damit gemeint und versicherte auf der ganzen Fahrt von Wallowitz nach Cöln: „Sowie ich nach Rügen zurückkehre, werde ich mir gleich erlauben, bei Clärchen anzufragen, ob sie mich heirathen will!"

So klug nun die Präsidentin Alles zu ihren Zwecken einleitete, so weise behandelte sie auch ihren Sohn. Das Erste war, daß sie Roderich in seiner Verzweiflung über der Gräfin Hochberg Abreise und die Bestimmung Eckardsteins: nur durch Valentine in Besitz des Vermögens zu kommen, den Brief Lord Edgehills einhändigte, in dessen Folge die junge Wittwe Bronswiek verlassen. Daß sie den Brief auf dem Corridor gefunden, hielt sie für überflüssig ihrem Sohn zu gestehen, regte im Gegentheil den Glauben in ihm an, daß sie den Brief in Valenti-

nens Zimmer gefunden und jene wohl aus einer kleinen Eifersucht der schönen Frau zur heimlichen Abreise verholfen.

Als Roderich überrascht ausrief: „Mein Himmel, was konnte ihr daran liegen, Blanche zu entfernen" zuckte die Präsidentin die Achseln und sprach mit dem Anschein äußerster Discretion: „Mehr kann ich Dir nicht sagen, lieber Roderich; doch vielleicht macht es Dir einst selbst Freude, dem wahren Grunde auf die Spur zu kommen, einem Grunde, den ich nicht allein seit lange durchschaut; sondern für den auch alle Fieberphantasien des jungen Mädchens sprechen."

Die Kleine liebt mich! dachte Roderich; doch als er erst wußte, daß Blanche Lord Edgehill geheirathet, als er in Berlin wieder hoch gespielt, viel verloren und bedeutende Schulden hatte, war ihm dieser Gedanke an der reichen Erbin Liebe nicht mehr so fatal, wie die erste Entdeckung davon in Bronswiek.

Valentine ahnte in ihrem Krankenzimmer nichts von den Machinationen der Präsidentin. Die einzige Sorge, die ihr Herz während ihrer langsamen Genesung belastete, war der Gedanke: wohin das Brillantkreuz gekommen. Daß es anscheinend verschwun-

den, hatte ihr die Präsidentin selbst mitgetheilt, ihr erzählt, wie man bereits darnach gesucht. Valentine konnte sich nur dessen erinnern, was auch Herr Henoch bemerkt, daß, als sie es erfaßt — die feine Kette, an der es befestigt gewesen, zerrissen sei.

Die Präsidentin wegen des Verlustes anzuklagen, fiel Valentinen nicht ein, noch weniger zu denken, daß jene überhaupt Etwas von dem Kreuze wisse. Diese Frau, vor der sie sich anfangs so gefürchtet, war jetzt in ihren Augen mit einem Nimbus umgeben, in dem sich ihr bisher nur ein Mensch gezeigt. Von Tag zu Tag erkannte sie mehr an, was die Präsidentin an ihr gethan, wie gewissenhaft, wie treu sie von ihr gepflegt wurde. Eine immer tiefere Dankbarkeit fühlte sie gegen Die, welche so aufopfernd, so liebevoll wie eine Mutter an ihr handelte; immer leuchtender traten nicht allein deren vortreffliche Eigenschaften beim stillen Walten als Krankenpflegerin hervor; sondern sie fand mehr und mehr Gelegenheit auch die zarte Rücksicht ihres Benehmens zu bewundern, wie auch das große Geschick, mit dem sie vermied, Dinge zu berühren, die unter den augenblicklichen Verhältnissen zu erörtern doch so nah gelegen hätte.

So kam der Name ihres Sohnes während ihrer spätern häufigern Unterredungen mit Valentinen nie über die Lippen der Präsidentin, und so gern selbst Valentine nach einiger Zeit gewußt, ob Roderich noch in Bronswiek sei, die Präsidentin sprach kein Wort über die Verhältnisse ihrer Familie, vermied im Gegentheil sichtlich, selbst von ihren Töchtern und Harald zu reden, brach jedes zufällige Gespräch darüber ab, indem sie stets Valentinens Schwäche als Vorwand nahm, mit ihr sich nie lange zu unterhalten. Erst als es gar nicht zu umgehen war, erzählte sie von den Vorgängen im Hause, erwähnte, wie Alle Theil an ihrer Krankheit genommen, wie schwer nicht allein den beiden Herrn Henochs die Abreise unter den obwaltenden Verhältnissen geworden, sondern wie auch ihr Sohn sich kaum von Bronswiek zu entfernen vermocht, da er nach dem Testamente Baron Eckardsteins eine Art von Verpflichtung zu haben gemeint, selbst über das Wohl des Wesens zu wachen, das ihm zur Frau bestimmt worden.

Schnell von dem klug hingeworfenen Worte abbrechend, setzte die Präsidentin hinzu: „Nur Graf Tondern reiste gern, und er war von Allen der Einzige, welcher Sinn für etwas Anderes hatte, als

Deine Krankheit. Das darf Dich aber keineswegs verletzen, liebes Kind, denn Harald ist bei all seinen sonstigen Vorzügen eine rein egoistische Natur, hatte bisher, außer für sich, nur noch für einen Gegenstand in der Welt Interesse und das war — Mathilde. Hört er, daß Du gesund bist, so wird es vielleicht anders, denn wie er trotz seines Erbes Roderich um die Aussicht beneidet, durch Dich vermögend zu werden, das glaubst Du kaum."

Jetzt war es an Valentinen, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, und die Hast, die Schnelligkeit, mit der sie's that, bewiesen der Präsidentin, wie richtig ihre Vermuthung in Bezug zu deren Herzensangelegenheit gewesen, wie vorsichtig sie zu handeln habe, das junge Mädchen dahin zu bringen, wohin sie beabsichtigte. Eins ihrer vielen Mittel, Valentine zu bestimmen, die Frau ihres Sohnes zu werden, war es, deren Mitleid durch eine zur Schau getragene Armuth zu wecken, ihr Bedauern zu erregen, daß sie Nichts von dem Gelde geerbt, das Baron Eckardstein einst ihrem Schwager vermacht.

So war denn Frau von Halden z. B. nie unbeschäftigt, nähte auf's Eifrigste, strickte sogar, wenn sie Valentinen vorlas.

„Sein sie doch nicht so fleißig, gönnen Sie sich doch einmal Ruhe!“ rief Valentine oft der rastlos Beschäftigten zu.

Anfangs erwiederte die Präsidentin: „Ich bin an stete Arbeit zu gewöhnt, um sie unterlassen zu können,“ und später antwortete sie in solchen Fällen mit resignirtem Lächeln: „Ja Kind, ich hab's nöthig, fleißig zu sein, nöthiger denn je, denn mein guter Schwager, Dein lieber Pflegevater, hatte mir einst Hoffnung auf das Geld gemacht, das er nun allein Dir zugewendet, hat mich dadurch verleitet, meinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben, als meine eignen Mittel erlaubten. Nun habe ich Schulden, muß sehen, diese durch meiner Hände Arbeit nach und nach abzutragen und muß doch auch von meiner bescheidenen Wittwenpension noch alle meine unversorgten Kinder erhalten, denn daß ich oder ein Glied meiner Familie je daran dächte, darauf einzugehen, was Du, liebe Valentine, nach der Testamentseröffnung in Anregung brachtest, davon kann und wird nie die Rede sein. Arm, wie wir waren, bleiben wir, wenn Du Roderich, der Dich innig liebt, nicht Deine Hand reichst; auf Theilung in anderem Sinne, als dem von Baron Eckardstein vorgeschlagnen,

geht Keins von uns ein, zu solchem Mittel unsere Zuflucht zu nehmen, sind wir zu stolz!"

Wie tief schnitten Valentinen, diesem so guten Kinde, solche Worte in's Herz. — Am liebsten hätte sie ausgerufen: „Mein Gott, bin ich so reich und soll alles Geld behalten, so kann ich Ihnen ja helfen!" — Wollte aber solch ein Wort des Anerbietens über ihre Lippen, dann fühlte sie, wie es seine großen Schwierigkeiten habe, es zu sagen, wie sie unmöglich als junges Mädchen der so bedeutend ältern und an Rang hochstehenden Frau ein Almosen bieten könne. — Wohl aber sprach Valentine davon, daß, so wie sie mündig und ihr das Recht zustehe, frei über ihr Vermögen zu verfügen, sie dann ausgleichen würde, was im Testamente einzig zu ihrem Vortheile aufgesetzt sei.

„Du gutes Kind!" pflegte die Präsidentin bei solchen Worten gerührt auszurufen; doch lächelnd und mit größter Gewißheit setzte sie hinzu: „Ehe Du mündig, bist Du längst verheirathet. Heirathest Du aber nicht den Dir bestimmten Gatten, so fällt auf uns kein Pfennig des Dir vererbten Vermögens, denn Dein Mann wird sicher nicht erlauben, die Verwandten Deines Pflegevaters im Geringsten

zu bedenken. Doch gräme Dich darum nicht, meine liebe Valentine, und sei überzeugt, daß ich Deine gute Absicht anerkenne und weiß, wie gern Du mir meine kleinen Dienste vergelten möchtest."

Valentine hatte nicht allein diese Absicht, sondern sogar den heißesten Wunsch und immer von Neuem fragte sie sich: „wie kann ich ihr nur helfen und meine Schuld gegen sie abtragen?" Ehe sie es ahnte, bot sich die ersehnte Gelegenheit und dabei wiederum Gelegenheit, die schönste Seite ihres liebenswürdigen Charakters zu entfalten, Beweis von der großen Aufopferungsfähigkeit zu geben, welche den Grundzug ihres Wesens bildete und stets hervortrat, wo sie zum Glücke Anderer beitragen zu können glaubte.

Drittes Kapitel.

Das neue Jahr war angebrochen, und der erste Morgen des ersten Tages kämpfte mit seinen goldenen Lichtstrahlen gegen die grauen Schneewolken, welche den Horizont tief umdunkelten. Weiß und flockig fielen ihre lichten Schaumwellen endlich herab auf die schwarze Erde, hin ins graue, dunkle Meer, hingen sich als reizendste Zierrath an die braunen Äste der Bäume und als deren Zweige mit dichter Schneelage bedeckt, die Erde eine schimmernd helle Decke umhüllte, da lächelte auch die Sonne freundlich das lichte Werk der düstern Wolken an, tanzte glitzernd auf den sturmbewegten Wellen des Meeres und rief nun dort aus dem tiefen Grau schnell die Zauberpracht seiner bunten Farben hervor, überstrahlte immer glänzender die blauen und smaragdgrünen Flächen und schmückte zur Feier des Tages deren

schaumgekrönte Wogen mit weithin leuchtendem Silberreif.

Valentine von St. Allande beobachtete an dem Morgen zum ersten Mal wieder aus dem Fenster ihres geliebten Thurmzimmers die Wunder der Schöpfung, die Schönheit der weiten Gotteswelt. Aus tiefem Herzensgrunde dankte sie dem Herrn des Himmels und der Erde, daß er sie dem Leben erhalten, denn Jugendlust, Jugendmuth regten sich laut und mächtig, wie noch nie, in ihrem Innern. Der Kampf in der Natur, den sie soeben beobachtet, schien ihr wieder Lust gemacht zu haben am Kampfe mit der Welt, der Sieg des leuchtenden Elements hatte wieder ihren Muth, ihre Hoffnung erhoben, sich das Glück des Lebens auch noch erringen zu können.

Glänzte Valentinens Auge auch noch nicht wieder in seinem alten Glanze, war ihr Antlitz auch noch so weiß, daß es die Farbe des Schnees hätte beschämen können, und fehlte ihr jetzt völlig jener Hauptschmuck ihres Kopfes, jenes lange, wunderbar reiche Haar — sie war dennoch unendlich lieblich, unendlich anziehend, wie sie so dastand und träumerischen Blicks hinausschaute in den neuen Morgen, sinnend hineinblickte in das neue Jahr. Ihre

schlanken Finger hielten einen kleinen Blumenstrauß umfaßt, und ihre Lippen berührten häufig diese Kinder des Frühlings und Sommers, diese kleinen Veilchen und eine herrliche, duftende Rose, welche von deren dunkeln Blüthen lieblich umkränzt wurde.

„Die ersten Blumen Hillerhörns!“ sprach sie immer und wieder vor sich hin, und als ob sie Etwas an diesen einfachen vier Worten zu sagen vergessen, so eifrig las sie, nachdem sie den kleinen Satz gesprochen, die von Haralds Hand auf einen schmalen Papierstreifen geschriebenen Worte, welche seine Blumensendung an dem Neujahrsmorgen begleitet hatten.

„So ist er also wieder da, und ich werde ihn endlich wiedersehen!“ jauchzte ihr übervolles, freudig bewegtes Herz.

Wie ist's doch so traurig im Leben, daß das Herz nie dauernd eine reine Freude genießen kann, dem höchsten Glück der bittre Wermuthstropfen von der Hand eines unerbittlichen Geschicks so schnell beigemischt wird.

Auch Valentinens Herz behielt nicht lange seine Freude und nachdem sie noch einmal wiederholt: „die ersten Blumen Hillerhörns!“ setzte sie tief auf-

seufzend und traurig hinzu: „die einzigen Blumen, die dort für Dich erblüht!"

Heiße Thränen entquollen ihren Augen, leidenschaftliche Küsse bedeckten den bis dahin so sorgsam behüteten Strauß — seine Blüthen welkten rasch unter ihren Küssen, ihren Thränen, und schnell auch endete der erste Jugendtraum Valentinens.

Man klopfte an die Thüre ihres Thurmzimmers, die Präsidentin von Halden zeigte sich auf der Schwelle. Sah sie nicht die verweinten Augen des jungen Mädchens, nicht die Thränen, die noch an den langen Wimpern zitterten — oder wollte sie beides nicht bemerken?

„Mathilde möchte jetzt kommen, liebe Valentine!" sprach sie von der Thüre aus mit ihrer gewöhnlich ruhigen, so äußerst wohlklingenden Stimme.

Valentine ging ihr stumm und wortlos entgegen, die Präsidentin aber zog sich schleunigst zurück, und Mathilde von Halden trat erst nach längerer Zeit ein. Da lehnte Valentinens schlanke Gestalt noch immer gegen den Pfeiler der Thüre, an den sie sich gestützt, ihren Gast zu erwarten.

Wer zu entscheiden gehabt, welche von beiden Mädchen lange Zeit krank gewesen und die Gefah-

ren des Todes zu überstehen gehabt, würde kaum auf Valentine gerathen haben, denn sie sah wohl aus gegen die todtbleiche Mathilde.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen widerfahren, oder sind Sie krank?“ rief Valentine durch solch unvermutheten Anblick auf's Heftigste erschüttert.

„Finden Sie mich so verändert in diesen wenigen Wochen?“ fragte Mathilde sanft.

„Entsetzlich! O mein Gott, was ist geschehen?“

Es ging eine tiefe, eine gewaltige Bewegung über das Antlitz Mathildens, dann aber sprach sie ruhig und gefaßt: „Ich war nicht krank, wenigstens nicht bettlägerig, litt nur mehr denn je in dieser Zeit an einem alten Übel, das seinen Grund in einem Herzfehler hat; — doch“ — fügte sie lebhaft hinzu: „ich spreche von mir und kam doch einzig Ihretwegen.“ Sie erfaßte beide Hände Valentinens und sagte dann unter hervorbrechenden Thränen: „Ich habe Ihnen so Vieles abzubitten, können Sie mir je verzeihen? Können Sie's nicht, so glauben Sie, ich hab's gebüßt — furchtbar gebüßt während dieser letzten, langen Wochen.“

An Valentinens Geist glitten in schmerzlicher Reihe die Beleidigungen vorüber, mit denen man

sie vor ihrer Krankheit überhäuft. Wohl zuckte das Herz; doch lächelnd sprach der Mund: „Was sollte, was könnte ich Ihnen zu vergeben haben? Nichts, glauben Sie mir.“

„Ich weiß viel!“ entgegnete Mathilde offen, „und auf diesen Theil meiner Vergangenheit, wo ich Ihnen stolz und kalt gegenüber gestanden, wo ich Ihnen oft bitteres Unrecht gethan, mich in Gedanken und Thaten recht schwer gegen Sie versündigt habe, die Sie so rein und gut wie ein Engel sind, — werde ich immer mit Trauer zurückblicken.“

Valentine umarmte sie herzlich, geleitete sie zu einem der Divans, von wo aus man durch das gegenüber liegende Fenster auf hohem Fels das kleine, graue Schloß Hillerhörns sah. Dort hin zeigend, fragte sie freundlich: „Bei der schönen Zukunft, die Ihrer da als Lohn für Ihre treue Liebe harrt, vermögen Sie auch noch an die Vergangenheit zu denken?“

Mathilde sah einen Moment hin auf diesen grauen Punkt, der das Licht ihres Lebens barg, ihre Augen erglänzten hell, ihre Wangen erglühten tief, dann sprach sie mit erloschenem Blick, mit bleichem Antlitz:

„Dort ist ja von keiner Zukunft für mich mehr die Rede!“

Valentine starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die so seltsam Redende, doch bevor sie das Räthsel ihrer Worte gelöst, trat die Präsidentin in das Zimmer und fragte freundlich:

„Kinder, Ihr sprecht doch nicht zu viel und vor Allem nichts Aufregendes?“

Mathilde zuckte zusammen, gab Valentinen einen leichten Wink, die Präsidentin nahm am Fenster Platz und Alle redeten eine Zeitlang über gleichgültige Gegenstände.

Ein in den Hof rollender Wagen unterbrach das Gespräch; die Präsidentin blickte hinab, wandte sich dann zu Mathilden und sagte ruhig: „Roderich ist's, Mathilde!“

Mathilde regte sich nicht; die Präsidentin sprach etwas lauter: „Roderich ist gekommen, liebe Mathilde, möchtest Du ihm nicht entgegen gehen, ihm sagen, daß es unserer lieben Kranken heute so bedeutend besser geht, und willst Du nicht auch fragen, ob der Kutscher den Koffer mitgebracht? Ist's der Fall, dann packe noch das Letzte ein.

Wie ruhig immerhin diese Worte der Mutter

erklangen, Mathilde hörte den darin liegenden Befehl, verließ ihren Platz, während ihre Augen sich mit Thränen füllten und ging. In der Thüre warf sie noch einen Blick zurück auf Valentinen, und in diesem Blick lag die höchste Seelenqual, die größte Todesangst ausgedrückt.

Die Präsidentin stützte, nachdem Mathilde gegangen, den Kopf in die Hand.

Valentine war wie auf der Folter und hoffte von Moment zu Moment, daß Frau von Halden sprechen werde, doch stumm und wortlos saß diese da, und dem jungen Mädchen fehlte der Muth und das Geschick, jetzt, nach dem was sie gehört, eine Unterredung anzuknüpfen.

„Sagte Mathilde Dir bereits Lebewohl, liebe Valentine?" fragte Frau von Halden endlich.

„Lebewohl sagen? Verreist sie denn?" rief jene überrascht.

„So sagte sie Dir Nichts?"

„Nichts; ich brenne jedoch vor Verlangen, das Nähere zu hören."

„Graf Tondern, der seinen Abschied endlich erhalten, ist gestern Abend mit meinem Sohne von Berlin hier angekommen, trotzdem ich ihn gebeten,

so lange dort zu bleiben, bis Mathilde diese Gegend verlassen. Auf meinen ausdrücklichen Wunsch verließ er nun zwar gleich Bronswiek und fuhr nach Hillerhörn; doch da es mir unmöglich ist, ihn gänzlich von hier fern zu halten, er sicherlich spätestens morgen kommen würde, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen, so halte ich es doch für das Beste, daß Mathilde schon heute, von Roderich begleitet, abreist, um ein Wiedersehen zwischen ihr und Harald zu vermeiden."

„Aber mein Gott, warum soll sie denn überhaupt abreisen, warum den Grafen Tondern nicht wiedersehen, den sie so liebt, der sie liebt!" rief Valentine mit bebenden Lippen.

„Eben weil sie sich so lieben!" versetzte die Präsidentin mit Ruhe.

„Aber ich verstehe das nicht," sprach Valentine mehr und mehr beängstigt, „bitte, erklären Sie mir doch Alles."

„Liebe Valentine, wollte ich Dir Alles erzählen, so würde das eine lange, vielleicht langweilige Geschichte sein. So sage ich Dir denn nur einfach: Sigismund Winter liebt Mathilden ebenfalls, hat um sie angehalten, ehe er mit seiner

Mutter Bronswiek verließ, und ich wünsche Mathilden für diese Parthie zu gewinnen, wünsche sie mit Sigismund vereint zu sehen."

„Wie? das können Sie wünschen, wollen, wo Sie wissen, daß Mathilde einen Andern liebt?"

„Sie wird diese Liebe überwinden, wenn sie das Weib Sigismunds ist. Mathilde ist nicht das erste Mädchen, die ihre Liebe dem Wohle Anderer zum Opfer bringen muß."

„Wem aber bringt ihre Entsagung Nutzen, zu wessen Glück opfert sie sich auf?"

„Erstens für das ihrer Geschwister, für die Sigismund wie ein Bruder, wie ein Vater sorgen würde."

„Auch Graf Tondern würde das thun."

„Und wollt' ers' auch, er könnt es nicht. Sigismund lebt in ganz andern, bedeutend günstigern Verhältnissen, ist zehnmal reicher wie Harald, wird einst Millionär."

„So lassen Sie mich Harald helfen, lassen Sie mich, die ich ja so reich bin, Ihre Kinder unterstützen."

„Als deren Schwester könntest Du es, liebe Valentine, als meine Tochter würde ich Dich sogar bit-

ten, mir zu helfen, doch, Kind, weiß ich denn, ob Du je den Wunsch Baron Eckardsteins erfüllen, die Frau meines Sohnes werden willst und dadurch unserer Familie das Vermögen wieder zuzuwenden beabsichtigst, was uns durch Dich einzig entzogen worden ist."

Valentine verbarg ihr Antlitz in beiden Händen. Ehe sie das: „Nein, nein, das kann ich niemals!" hervorstieß, welches laut in ihrem Herzen ertönte, fuhr die Präsidentin fort.

„Ich glaube, liebes Kind, Du liebst den Grafen Tondern zu tief, um je die Gattin eines Andern werden zu können."

Valentine sprang, wie von einer Feder geschnellt, empor, und mit dunkel erglühendem Antlitz rief sie heftig: „Wer kann behaupten, daß ich den Grafen Tondern liebe?"

Die Präsidentin sprang ebenfalls auf, umschlang Valentinen zärtlich und rief liebevoll:

„Valentine, mein Kind, mein geliebtes Kind, rege Dich nicht so auf! Ich behaupte es ja nicht fest, ich glaubte es nur. Aus dem Grunde mit wollte ich Mathilden jetzt entfernen, um Dich, — Dich, die ich so innig liebe, welche ich ja gepflegt, wie eine

Mutter kaum ihr Kind pflegt, glücklich zu wissen! Ich hab Dich ja geliebt, theures Kind, vom ersten Augenblick, wo ich Dich sah, habe Dir angehangen, trotzdem Harald Dich oft so bitter verläumdet und stets der niedrigsten Habgier beschuldigt hat. Nachdem ich Dich aber nun den Armen des Todes entrissen, nachdem Du wieder wohl bist, da war ich bereit, mehr, Alles für Dich zu thun, Dir das Glück meines Kindes, meiner Mathilde, zu opfern und Dich von der gefährlichsten Nebenbuhlerin Deiner Liebe zu Harald zu befreien."

„O, halten Sie ein, halten Sie ein!" rief Valentine flehend. Jedes Wort schnitt ihr in's Herz, ihr Gefühl drohte, sie zu ersticken.

Die Präsidentin führte das heftig zitternde Mädchen zum Sopha, rieb ihre Stirne mit stärkenden Essenzen, gab ihr niederschlagende Pulver, hielt sie in ihren Armen, streichelte sanft ihre Wangen.

Valentine ließ willenlos Alles mit sich geschehen, lag länger wie eine Stunde bis zum Tode ermattet da, und erst als die Präsidentin das Zimmer leise verlassen wollte, bat sie sie, zu bleiben und fragte, nachdem jene wieder an ihrer Seite Platz genommen:

„Wie kamen Sie auf die Idee, daß ich Graf

Tondern liebe. Sprach ich vielleicht im Fieber von ihm, und zogen Sie daraus den falschen Schluß?"

„Ich sagte Dir schon einmal, liebe Valentine, daß Du wenig im Fieber gesprochen, und wenn Du geredet, es die glücklichen Phantasien eines Kindes waren, das in schönen Gärten zwischen Blumen wandelt."

„Seltsam!" murmelte Valentine, „ich träumte oft so wirr, so entsetzlich, träumte —

„Denken wir nicht mehr daran! Die Zeit ist ja Gott sei Dank vorüber, liebes Kind."

„Doch denken Sie auch nicht mehr, daß ich — ich — Graf Tondern liebe!" sprach Valentine mit gepreßter Stimme.

„Gewiß nicht Kind; mir kann's ja nur lieb sein, wenn ich mich geirrt; ich werde es nun auch noch Mathilden ausreden."

„Wie?" schrie Valentine entsetzt, „auch sie — sie glaubt das?"

„Ganz fest!" entgegnete die Präsidentin lächelnd, „und da das gute Kind glaubt, Harald, der so sehr am Gelde hängt, würde, wenn sie fort wäre, sich bald trösten, bald um die schöne, liebenswürdige Erbin seines Onkels werben und ihre Hand erhalten,

so reist sie denn ruhiger in der Hoffnung, seinem Glücke nicht im Wege zu stehn oder durch alte Verpflichtungen ihn nicht zu hindern, eine neue glänzende Verbindung einzugehen."

„Wie kann sie ihn lieben und glauben, daß er sich verkaufen würde!" rief Valentine verletzt und heftiger, wie sie je im Leben gesprochen; es kränkte sie tief, daß Harald so verkannt werden konnte. Die Präsidentin schüttelte zu Valentinens Ausruf leicht den Kopf und sprach nachlässig: „Verkaufen — ja, so nennens die jungen Leute nicht, die nach einer Erbin jagen, liebes Kind; sie wollen sich ein glänzendes Geschick bereiten, und — Gott im Himmel, welchem Manne ist das zu verdenken. — Sieh Kind, auch Harald ist Einer von Jenen, denen das Geld viel — Alles gilt. Wie er früher gegen Dich war, weißt Du am besten und jetzt, da Du Erbin, sendet er Dir am ersten Tage seiner Anwesenheit in Hillerhörn ein Bouquet, Dir solch bedeutungsvolles Geschenk, anstatt Derjenigen, die er, wie Du selbst weißt, so innig, so lange liebt."

Valentine erröthete tief, und eifrig entgegnete sie: „Das that er einzig aus kleiner Rücksicht — wohl deshalb, weil man ihm gesagt, daß ich das kleine

Gewächshaus selbst angelegt, selbst die Blumen verschrieben."

„Gewiß Kind, hat er's mit aus dem Grunde gethan, doch glaub' mir, wärst Du nicht reich, wärst Du nicht die Universalerbin seines Onkels, wahrlich, er hätte nicht Dir, sondern Mathilden, der einst so sehr von ihm geliebten Mathilde diese Blumen gesandt."

„Geld ist, wie ich glaube, nie der Grund von Graf Tondern's Handlungsweise!" rief Valentine noch lebhafter, „und daß er Ihre Tochter noch eben so heiß liebt, wie einst, bin ich auch überzeugt."

„Ja, das ist möglich, Kind! — doch sieh, lieben und heirathen ist bei den Männern oft zweierlei. Die Meisten unseres Standes wählen nach Geld, wenn sie eine Frau nehmen, und ich sag's Dir noch einmal, ich verdenk's ihnen nicht, ich wünschte nur, mein Roderich dächte ähnlich. Der aber ist ganz anders, der legt auf's Geld gar keinen Werth, für ihn existirt es leider kaum."

Valentine dachte unwillkührlich an die Summen, die er Abends auf dem Schiffe beim Spiel gewagt, dachte, daß seine Mutter mit der Behauptung wohl nicht Unrecht habe.

Es trat eine kleine Pause ein; die Präsidentin unterbrach diese, indem sie aufstehend sagte: „Verzeihst Du mir, liebe Valentine, wenn ich jetzt zu meinem Sohne hinabgehe, um die wenigen Stunden, die er noch hier ist, bei ihm zuzubringen?"

„So reist Ihr Herr Sohn auch ab?"

„Ich sagte Dir, er würde Mathilden nach Cöln bringen."

„Wie? Sie beharren dabei, sie fortzuschicken — sie dahin zu schicken, wo jetzt Herr Winter ist?"

„Gewiß! und ich hoffe, sie als seine glückliche Braut wieder zu sehen."

„Sie wird mit ihm unglücklich, gnädigste Frau!" sagte Valentine bestimmt.

„Sieht sie ihre Geschwister, ihre arme Mutter durch sich versorgt, so wird Mathilde nie unglücklich sein, liebste Valentine."

„Ich flehe Sie an, stehen Sie ab von der Idee, erlauben Sie mir, für Sie und Ihre Familie zu sorgen."

„Verzeih, liebe Valentine, daß ich das entschieden ablehne. Du wurdest als letzte Erbin bestimmt, Dir bleibt das Vermögen."

„Wenn ich's aber mit Ihnen theilen will."

„So würde ich's unter den jetzigen Verhältnissen nie annehmen."

„Wie kann, wie soll ich Ihnen denn aber je Ihre Güte, Liebe und Aufopferung vergelten?"

„Wolltest Du kleine Dienste überreich belohnen, so könntest Du das auf andere bessere und edlere Weise thun, — auf eine Weise, die Deinem Charakter würdiger wäre."

„Wie? wodurch?" rief Valentine hastig.

„Einer Mutter helfen, ihr Kind zu retten!" sprach die Präsidentin langsam und ernst und setzte mit zitternder Stimme hinzu: „Durch welch unwürdige Bande mein Sohn gefesselt ist, weißt Du! Eine Kokette, ein Weib, das Sitte und Anstand, das die heiligsten Gesetze Gottes und der Menschen mit Füßen tritt, hat Roderich durch Zauberkünste umgarnt. Hier, hier Valentine, lies diesen Brief, der durch Zufall in meine Hände gefallen ist und dann laß uns weiter reden." Die Präsidentin reichte dem jungen Mädchen den Brief Lord Edgehills an ihre Cousine. Valentine erröthete vor Schaam, daß man so an Blanche hatte schreiben, eine Frau so hatte handeln können, wie Gräfin Hochberg gethan. Wortlos faltete sie das Schreiben zusammen; als

die Präsidentin es zurück nehmen wollte, bat sie dringend: „Lassen Sie mir diesen Brief, diesen unseligen Brief, den Blanche verloren.“

„Nein, Kind, das kann ich nicht. Dieser Brief soll und muß meinem Sohne die Augen öffnen. Hat sie doch Roderich jetzt aus London geschrieben, daß sie einzig Bronswiek aus dem Grunde verlassen, um seinem Glück nicht im Wege zu stehen, behauptet sie doch, nur deshalb Lord Edgehills Gattin geworden zu sein, um ihm jede Aussicht auf ihren Besitz abzuschneiden, ihn zu veranlassen, Dich, die ihm im Testamente Baron Eckardsteins bestimmte reiche Braut, zu heirathen.“

„Wie! Das sagt sie, das kann sie zu sagen wagen?“ rief Valentine entsetzt.

„Was sollte eine solche Frau je verhindern, nicht Alles zu ihrem Vortheile zu benutzen? — Ihr liegt daran, Roderich als Verehrer, als Freund zu behalten, und darum zieht sie jetzt alle Segel auf, ihren Zweck zu erreichen. Ich werde sie aber heut entlarven — ihm diesen Brief zeigen und“ —

„Nein, o nein, thun Sie das nicht!“ bat Valentine. „Lassen Sie ihm doch den Glauben an sie, zerstören Sie nicht das Vertrauen seiner Liebe —

er würde unglücklch sein und was hätten Sie davon. Als Lord Edgehills Gattin ist sie ihm ja doch entrissen — fügen Sie zu dem Schmerz nicht noch den bittersten Stachel: daß er sich hintergangen, verrathen von Der sieht, die er so heiß geliebt."

„Valentine — Du bist ein Engel!" rief die Präsidentin enthusiastisch; „o Kind, Kind, hätte ich Dich doch dem Tode entrissen, daß Du werden könntest der gute Engel meines Sohnes, der Engel seines Lebens! Ihn kann nur ein junges, reines Herz retten, — ein Herz wie das Deine, so voll Liebe, Milde und himmlischer Güte! — Laß mich Dich anflehen, Kind, hilf mir, den Sohn, den Abgott meines Herzens, retten! Vergilt die kleine Wohlthat, die ich Dir erwiesen, tausendfach: werde sein Weib!"

Valentine trat todtenbleich einen Schritt zurück; die Präsidentin erfaßte ihre Hände, stürzte zu ihren Füßen nieder und rief im höchsten Affekt der Leidenschaft, rief unter Thränen:

„Ja, Valentine, rette mir diesen Sohn — reiche ihm Deine Hand! — nicht deshalb, weil der Verstorbene es bestimmt, sondern weil eine Mutter Dich anfleht, der gute Engel ihres Kindes zu werden, — weil eine von Angst gefolterte Seele in

ihrer Noth zu Dir schreit: rette eine andre Seele, die zu retten Du durch Deine Unschuld die Macht hast!"

Tief und mächtig erschüttert stand das junge Mädchen vor der knieenden Frau. Vergeblich suchte Valentine sie vom Boden zu erheben, Frau von Halden bat noch flehender, noch leidenschaftlicher: „Nein, nein, hier laß mich liegen, bis Du ein Wort der Verheißung gesprochen — und, Valentine — sagst Du dieses Wort, giebst Du mir die Hoffnung, meines Sohnes Weib zu werden, so will ich ihm diesen Brief nicht zeigen, will auch unterlassen, was ich mir vorgenommen hatte, ihn von Lady Edgehill zu befreien."

„So giebts eine andere Rettung, als durch mich?" fragte Valentine lebhaft.

„Eine traurige, eine furchtbare Rettung!" antwortete die Präsidentin düster.

„Um Gotteswillen, was meinen Sie damit, was haben Sie vor?"

„Lord Edgehill zu benachrichtigen, daß seine Frau ihm untreu zu werden gedenkt, ihm die Briefe zu senden, die dieses pflichtvergessene Weib jetzt an meinen Sohn geschrieben hat."

„Wie — Sie könnten, wollten Blanche verrathen?"

„Verrathen und entlarven, um meinen Sohn zu retten. Lord Edgehill wird Mittel wissen, sich die Treue seines Weibes zu sichern, oder er wird sie verstoßen — verstoßen, aber sich aus Rache nie von ihr scheiden lassen — und dann bin ich ruhig."

„Ruhig — um welchen Preis! O nie, nie lasse ich zu, daß Sie so handeln, Blanche so unglücklich machen, sie so tief erniedrigen."

„So rette Du meinen Sohn und ich gelobe Dir hiermit, dann nichts gegen Lady Edgehill zu unternehmen, schwöre Dir auch zu, daß an dem Tage, wo Du vor dem Altare Deine Hand in die meines Sohnes legst, auch Harald die Geliebte seiner Jugend sein Weib nennen soll."

Konnte, wollte Valentine der flehenden Mutter, die so fest auf ihre Hülfe, ihren Einfluß rechnete und der sie so viel schuldete, nicht ihre Bitte abschlagen — konnte, wollte sie ihre Cousine nicht brandmarken lassen, sie Blanche nicht ins Unglück stürzen und deren Schuld an Roderich sühnen, — oder bestimmte sie einzig jener mächtige, Alles über-

wältigende Gedanke: Haralds Glück, das sie begründet, auch zu befestigen — seinem Glücke erst durch Mathildens Besitz die volle Weihe zu geben? — — —

Sie blickte empor, hinaus auf Hillerhörn! — Da lag es vor ihr, hoch oben auf einem der letzten von Jasmunds weißen Felsen, diesen lichten, weithin schimmernden Felsen. Wie leuchtete der glänzende Grund, auf dem es ruhte, ihr gar so strahlend entgegen, — so strahlend, wie das Glück in der Ferne nur zu leuchten vermag; — doch ob auch schimmernd der Grund, dunkel waren die Wolken, die der Sturm pfeilgeschwind über den Giebel des kleinen Schlosses dahin jagte. Die Ferne ließ jetzt erscheinen, als rage Hillerhörn bis in diese Wolken, und als Valentine das sah, da dachte sie traurig: „Für dich liegt Hillerhörn doch zu hoch!" und noch trauriger blickte sie hin auf den Himmel, der ihr jenes Glückes Gabe versagt. Dieser Himmel hatte aber andere Gaben für Valentine, Gaben, die zwar nichts gemein mit den Freuden des Diesseits hatten, ihr aber dafür die Pforten des Jenseits — die Freuden einer ewigen Seligkeit erschlossen, wenn sie mit dem Blick auf

jene Gefilde durch das dunkle Thal der Erde wandelte.

Und wie Valentine von St. Allande schon in zarter Kindheit Tagen diesen Weg gefunden, der durch Kampf zum Siege führt, so richtete sie auch jetzt ihr verklärtes Auge auf diesen Pfad, der eine so helle Leuchte hat.

„Ihm nach! — ihm nach, der Dir den Weg gezeigt!“ tönte es im Herzen des so tief bewegten, so heftig erregten jungen Mädchens, und wie der Heiland sich freudig zur Rettung der Menschheit aufgeopfert, so willig war dies Herz, das ihm fest anhing, jetzt auch bereit, das ihrige zur Rettung einer Seele beizutragen.

So warf sich denn Valentine in die Arme der Präsidentin — ihre Stimme war von Thränen zwar halb erstickt, doch deutlich vernahm die zitternde Mutter die Worte:

„Ich will Dein Kind werden, wenn ich Dir dadurch Deinen Sohn retten kann!“

„Du kannst es!“ rief die Präsidentin freudig, „Du willst!“ setzte sie aufjauchzend hinzu, „o, Valentine, Dank — tausend Dank Dir, mein ge-

liebtes Kind!" Dann entriß sie sich den Armen des Mädchens, sank abermals auf ihre Knie, und unter heißen Thränen des Glücks rief sie inbrünstig: „Nein, Dank Dir, mein Gott, mein Vater, daß Du meine heißen Gebete erhört — daß Du das Herz dieses Kindes gelenkt hast."

Viertes Kapitel.

Trübe und neblig, feucht und kalt, wie jener Morgen des dritten Februars 1836 gewesen, wo Harald dem Vicomte von St. Allande seine Freiheit erhalten, so war der Morgen des Jahres 1843, wo Valentine ihre Freiheit dem Glücke Dessen zum Opfer brachte, der einst ihren geliebten Vater gerettet. Dieser Tag war ihr und Mathildens Hochzeitstag.

Mit welch verschiedenen Gefühlen begrüßten ihn beide Bräute! Valentinen schien er ein treues Abbild ihrer Zukunft, Mathilde hingegen dachte: mit den Schatten dieses Tages enden die letzten Schatten Deines Lebens.

Und wie stand es mit den Verlobten? —

Roderich von Halden saß am Hochzeitsmorgen rauchend am Kaffeetisch neben seiner Mutter. In

den Zügen seines hübschen Gesichts prägte sich die größte Gleichgültigkeit aus, und er hörte so ruhig die Schilderungen der Reize und vortrefflichen Eigenschaften seiner Braut an, als sei eben diese jedes Andern Braut, nur nicht die seinige. Eine leichte Ungeduld verrieth aber Ton und Gesicht, als er plötzlich ausrief:

„Mein Gott, Mutter, Du sprichst gerade, als würde ich Valentine so wenig sehen, wie bisher. Wenn sie meine Frau ist, habe ich ja Gelegenheit genug, sie kennen zu lernen, und ihr Herz, ihren Charakter zu bewundern, was Du beides so rühmst.“

„Ich mache mir fast Vorwürfe, daß dies nicht bereits jetzt geschehen, daß ich auf ihren Wunsch einging, Dich erst vor der Hochzeit wieder zu sehen, und dem Deinigen nicht entgegen war, der dahin ging, Beatrice, die Winters gern von Mathildens Verlobung in Kenntniß setzen wollte, nach Cöln zu geleiten.“

„Letzteres wirst Du doch jetzt nicht mehr bedauern, nachdem es meinem klugen Schwesterchen gelungen ist, Sigismund zu trösten und Ersteres kannst Du gewiß nur segnen, denn Mutter, ich glaube wahrhaftig, aus Valentinen und mir wäre nun und nimmer ein Paar geworden, wenn wir während

der Wochen unseres Brautstandes beisammen gewesen.“

Gab die Präsidentin in ihrem Innern auch Roderich völlig Recht, so rief sie doch:

„Wie magst Du nur so reden, wo Du weißt, daß sie mir gestanden, sich schon lange für Dich interessirt zu haben. Aus diesem Grunde hat sie wohl auch der Hochberg hülfreiche Hand geleistet, heimlich von Bronswiek fortzukommen.“

Roderichs Antlitz umdüsterte sich. „Sprich nicht davon, Mutter,“ sagte er ernst, „denke ich an diese schlaue Spekulation Valentinens, so wird sie mir fatal.“

„Roderich, — sie fehlte aus Liebe!“

„Magst Du es entschuldigen — ich nicht, Mutter, — das war nicht recht von ihr. Schweigen wir also lieber davon.“

„Ja, schweigen wir davon, mein Sohn, wie Du auch stets gegen Valentine von der Sache schweigen wirst. Sie könnte, wie schon gesagt, auf die Idee kommen, daß ich Dich zu der Heirath überredet.“

„Nun Mama, dann erführe sie doch nur die Wahrheit, und wären wir Beide vielleicht ganz wahr und offen gegeneinander, so nähme unsere

Ehe von Anfang an einen bessern Anstrich, als es jetzt der Fall.“

„Roderich!“ schrie die Mutter entsetzt, „könntest Du ihr je sagen, daß Du sie nur aus Berechnung, nur ihres Geldes wegen geheirathet?“

„Warum nicht? — Sie entzog uns das Vermögen. Jene St. Allandes sind doch Alle todt, denen der Onkel das Geld vermacht, wir also seine nächsten rechtmäßigen Erben. Daß Baron Eckardstein doch nur auf Valentinens Betrieb das Testament geändert, steht fest. Sie hat sich in die Gunst des alten Herrn zu setzen verstanden und uns daraus vertrieben. Wie sehr er aber noch immer Theilung gewünscht, geht aus seinem letzten Willen hervor, und da diese Theilung leider nur auf die Weise stattfinden konnte, wenn ich Valentine heirathete, so bleibt mir nichts übrig, als dies zu thun.“

„Mache sie nicht unglücklich, Roderich,“ sprach Frau von Halden sanft.

„Gewiß nicht, Mutter, — und ist sie so gut, wie Du sagst, geht die Geschichte vielleicht besser, wie ich jetzt denke.“

„Ich hoffe, Ihr werdet Beide glücklich, Roderich. Trotz ihrer Jugend hat sie viel Verstand, einen

festen Charakter und kann Dir gewiß im Leben feste Stütze sein."

„Mir eine Stütze? — Ach, Mutter, möcht' ihr das nie einfallen, mich zu pantoffeln und mir gute Lehren zu geben. Ich würde das, nachdem ich von ihrer Geburt unterrichtet bin, nie dulden."

„Von ihrer Geburt unterrichtet?" fragte die Präsidentin staunend.

„Oder von ihrer Vergangenheit, Mutter."

„Was weißt Du davon?"

„Sie ist die Tochter einer Bettlerin."

„Wie, was — Valentine die Tochter einer Bettlerin. Nein, nein, Roderich!"

„Gewiß, Mutter, doch rede nie davon. Diese Schmach, welche auf ihrer Geburt ruht, braucht Niemand zu erfahren. Außerdem ist sie ja jetzt reich und nicht Schuld an der Vergangenheit ihrer Eltern."

„Aber um Gotteswillen, so sag mir doch, woher Du zu der Vermuthung kommst!"

„Ich vermuthe es nicht blos, liebe Mutter, sondern es ist wahr, sie hat's selbst bestätigt."

„Wie? — Sie es bestätigt? Unmöglich, Roderich."

„Ich wollte, Mutter, ich könnte zweifeln wie Du — vielleicht heirathete ich sie dann lieber, vielleicht würden wir glücklicher. Die Sache ist mir nicht so gleichgültig, wie Du denkst, sondern sogar sehr fatal."

Das Gesicht der Präsidentin wurde aschfarben, sie kämpfte offenbar mit einem Entschlusse, besiegte aber die Anwandlung, Valentinens wahre Geburt zu enthüllen, und fragte statt dessen ernst: „Wie entdecktest Du jenes Geheimniß?"

„Auf sehr einfache, natürliche Weise. Als ich gestern Morgen mit Harald in Valentinens Zimmer war, bat er sie, ihm die Zeichnung von Hillerhörn zu zeigen, die sie vergangenen Herbst entworfen. Beim Suchen nach jenem Bilde entfiel ihrer Hand eine Mappe, und der Inhalt, ein Bild, flog an die Erde — zu meinen Füßen hin. Ich hob es auf, und beim ersten Blick auf das Pastellgemälde erkannte ich das alte Haquenay'sche Haus in Cöln. Die dunkle Gestalt, welche am Gitter jenes Hauses lehnte, rief in mir in derselben Secunde die Erinnerung an eine Scene aus der Vergangenheit wach, wo Harald und ich am Christabend des Jahres 1835 an derselben Stelle eine Bettlerin ge-

sehen und sie gegen einen rohen Angriff vertheidigt. Als ich noch überrascht auf das Bild starre, bittet mich Valentine mit jenem sanften Ton, der ihrer Stimme so eigen, ihr das Gemälde zurück zu geben. Ich sehe sie an. Sie ist todtenbleich und sieht so namenlos traurig aus, daß das Herz mir weh that — ich ihr den Wunsch nicht abschlagen mochte und konnte, wie gern ich auch das Bild Harald gezeigt. Die Frage: „was stellt das Bild vor?“ glitt aber unwillkürlich über meine Lippen, und ich denke, ich soll in die Erde sinken, als sie, auf die Bettlerin deutend, mit ersterbender Stimme sagt: „Es ist meine Mutter!“ Es lag etwas so tief Erschütterndes in dem kurzen Geständniß, und diese vier Worte tönen mir noch vor Ohren, schneiden mir noch in's Herz, wenn ich daran denke! Ob Harald mich auch nachher fragte, ich konnt's ihm nicht sagen, werd's auch vielleicht nie thun, gestehe nur Dir, daß es mir doch furchtbar ist, die Tochter einer Bettlerin zu heirathen. Offen sage ich Dir auch, daß, wenn ich nicht bedeutende Schulden hätte und Geld gebrauchte, Valentine, die eine solch schmachbedeckte Vergangenheit hat, nie — nie meine Frau würde.“

Auf den bleichen Lippen der Präsidentin zitterte

abermals die Erklärung, wer Valentine sei, daß entweder ein unglückliches Verhängniß die Vicomtesse von St. Allande zur Bettlerin gemacht, oder trotzdem ein Mißverständniß bei der Sache obwalte. Der Gedanke, daß ihr Sohn Valentine ja auch ohne ihre Erklärung heirathen werde, daß seine Schulden ihn zu dem Schritte zwängen, der ihn binnen einigen Stunden zum reichen und von seiner Frau unabhängigen Manne mache — das Alles bestimmte sie nicht allein zum Schweigen — sie bedachte wohlweislich auch, daß, wenn sie Valentinens Geburt enthülle, sie sagen müsse, wie sie zu der Entdeckung gekommen; und — daß sie das Kreuz gefunden — konnte, durfte sie doch nicht eingestehen. Sie hatte ja behauptet, es nicht gesehen, sondern nur bemerkt zu haben, daß Fräulein von Halden an dem Morgen Brillanten getragen! — Ihr sich regendes Gewissen beruhigte die Präsidentin damit, daß der eigne Großvater die Geburt seiner Enkelin verschwiegen, und wenn Baron Eckardstein ihren wahren Namen verborgen gehalten, er wohl seine Gründe dazu gehabt, sie daher nicht den Vorwurf auf sich laden wolle, eine Thatsache verrathen zu haben, die anscheinend tiefes Geheimniß bleiben sollte. Und so schwieg denn

die Präsidentin — schwieg und ließ ihren Sohn in dem Wahne, daß er die Tochter einer Bettlerin heirathe.

„Wär' sie nur erst sein Weib!“ lautete der Angstruf des Mutterherzens, welches sich seit einigen Tagen nicht ganz der Furcht erwehren konnte: irgend Etwas würde eintreten, die Hochzeit zu verhindern. Der Grund dieser Befürchtungen lag hauptsächlich im bösen Gewissen der Präsidentin; sie hatte einen Brief an ihren Sohn unterschlagen, der eine Woche vor seiner Ankunft in Bronswiek dort angelangt und ihm von Berlin aus nach Rügen nachgeschickt worden war.

Dieser aus London gekommene Brief, aus dessen Adresse die Präsidentin sogleich erkannte, daß er von Lady Edgehill sei, war gerade an dem Tage nach Rügen abgegangen, an welchem Roderich Berlin verlassen hatte, aber nicht direkt nach Bronswiek, sondern erst nach Cöln gereist war, um seine Schwester Beatrice abzuholen, die seit Anfang des Jahres bei Madame Winter zum Besuch und sich am Tage vor des Bruders Ankunft mit Sigismund verlobt hatte.

Die Verlobungsfeierlichkeiten hatten Roderich länger in Cöln gefesselt, als er gedacht — der an ihn adressirte Brief war daher bedeutend früher,

als er selbst in Bronswiek eingetroffen. Kaum sah die Präsidentin, daß dieses Schreiben von Blanche, so besann sie sich keine Minute, den Brief zu öffnen, zögerte auch, als sie den Inhalt gelesen, nicht einen Augenblick, ihn zum Besten ihres Sohnes zu unterschlagen. Doch ob sein Inhalt auch Roderich unbekannt geblieben, fürchtete die Präsidentin doch immer, daß ihr Sohn eine zweite ähnliche Nachricht erhalten könne, bevor er mit Valentinen verheirathet sei. So heiß, wie noch nie, betete die Präsidentin zu Gott: das Ziel ihres Strebens nicht durch solch entsetzlichen Zwischenfall zu vernichten! —

Erhörte Gott ihr Gebet oder war Valentinen das Schicksal bestimmt: das Weib eines Spielers zu werden? — Der Hochzeitmorgen war da, die Stunde der Trauung rückte immer näher, und bisher hatte sich Nichts ereignet, was den Wünschen der Präsidentin einen unübersteiglichen Damm entgegenstellen konnte. Sie war noch immer auf dieses eintretende Hinderniß gefaßt und verließ ihren Sohn aus dem Grunde nicht eine Secunde, um im Augenblick der Gefahr noch vermittelnd einschreiten oder diese gänzlich abwenden zu können.

Ahnungslos über ein ihn betreffendes, auf sein

und Valentinens Geschick einwirkendes Ereigniß saß Roderich am Morgen seiner Hochzeit im Zimmer der Mutter. So ruhig wie er der Stunde der Trauung entgegen sah — so unruhig Harald. In heftigster Aufregung schritt dieser schon in der Frühe des Morgens in seiner Stube auf und ab, hielt nur dann in seinem raschen Gange inne, wenn er oben im Thurmgemach über sich, in dem Zimmer, das Valentine bewohnte, ein leichtes Geräusch vernahm. Als er einmal wieder lange Zeit so eifrig lauschend dagestanden, erbebte seine hohe, kräftige Gestalt plötzlich vor der Gewalt seiner Gedanken, wie das schwache Rohr im Wehen des Windes zu erzittern pflegt. Er warf sich auf einen Stuhl, verbarg das Antlitz in den Händen, und als er nach langer, langer Zeit empor schaute, da waren die Züge seines Gesichts milder geworden, hatten jene Ruhe angenommen, wie das Meer sie uns nach heftigem Sturme zeigt.

War dieser Harald derselbe, welcher noch vor wenigen Monaten diesen Tag so heiß, so glühend herbeigesehnt, der ihn an das Ziel seiner Wünsche brachte und mit der Geliebten seiner Jugend vereinte; — diesen Tag, von dem er durch lange, lange

Jahre gewähnt: daß er ihn zum Gipfel des höchsten Erdenglückes tragen werde? —

O, Wandel des menschlichen Herzens, o Wechsel der irdischen Wünsche! — Wie ernst, wie bleich sah Harald diesem Glücke jetzt entgegen, jenem Glücke, das ihn in den Himmel zu heben versprochen und nun so tief, so bodenlos tief zur Erde beugte. Welch dunkler Schatten lag auf seiner sonst so freien Stirn — wie traurig blickten die Augen, die einst so froh Mathilden entgegen geglänzt; nur der Mund — er war noch so fest geschlossen, hatte noch denselben Ausdruck der Willenskraft — der festen Beharrlichkeit. Der Grund dieses Zuges jedoch war ein anderer — sonst hatte er ausgeprägt den Entschluß: sich sein Glück zu erringen — jetzt lag darin: ein unabwendbares Unglück ertragen zu wollen. Ja, Harald war unglücklich — seit Wochen so elend, wie er nie geglaubt, daß ein Mann werden könne, so zerrissen von den widerstreitendsten Gefühlen, wie er nie für möglich gehalten, daß sie Platz in einem Menschenherzen finden könnten. Mit Mathilden war er nach der Testamentseröffnung noch zu Valentinen geeilt, seitdem aber der Geliebten im Herzen fern und ferner getreten, es hatte sich eine so

tiefe, schmerzliche Kluft zwischen ihnen erhoben, wie sie eben nur unter Menschen eintreten kann, die einst auf's Innigste verbunden gewesen und nun den Boden unter ihren Füßen verloren haben, der ihnen der feste Halt für ihre Zukunft war. An jenem Morgen der Testamentseröffnung, beim Blick in Valentinens strahlendes Auge, dem Blick in ihr reines Herz, beim Gedenken an ihre aufopfernde Treue in Erfüllung einer übernommnen Pflicht — dem Gedanken an ihre stille Geduld, mit der sie die schnödeste, unverdienteste Behandlung ertragen, — da trat wieder ihr Bild in dem lichten Glanze ihm entgegen, wie er es zuerst erschaut, und er sah, daß die Züge eines Engels nicht gelogen. Wie litt Harald, wie furchtbar litt er, als sie vor seinen Augen zusammenbrach, nachdem sie das schöne Werk seiner Versöhnung mit dem Todten vollendet; wie erkannte er in dieser Secunde so deutlich, was sie gelitten haben mußte, um so tief erschüttert sein zu können. Mit starrem Blick hing er an der leblosen Gestalt und Benjamin Henoch hätte er mit kaltem Blute ermorden können, daß er gewagt, Die zu berühren, welche ihm so heilig, — ihm kein irdisches Wesen mehr zu sein schien.

Und was war alle Qual jener Secunden und Minuten gegen die Todesqual der kommenden Stunden und Tage, wo sie im Delirium lag, — wo Valentinens Mädchen ihm unter Thränen verrieth, daß sie oft in diesen wilden Fieberphantasien seinen Namen mit herzerschütterndem Tone rufe. — Dachte er in solchen Augenblicken daran, daß er seit Jahren Herz und Treue verpfändet und sie dem Freunde zur Gattin bestimmt war, wurde er fast wahnsinnig, und fort trieb's ihn endlich von dem Orte, wo ihm Gefahr drohte, zum Verräther an der Geliebten seiner Jugend — zum Verräther an dem Freunde zu werden! —

Mathilden war Harald völlig unverständlich geworden, denn was auch ihre Mutter zu Valentinen gesagt — in ihrer Seele war nie und nimmer solch ein Verdacht gegen Harald aufgetaucht. Sie schob seine Aufregung einzig auf die traurigen Verhältnisse, die sich für ihre Liebe trotzdem nicht günstiger gestaltet, daß er jetzt in der Lage war, sie zu heirathen. Mit schwerem Herzen sah sie ihn abreisen, mit noch schwererem Herzen aber las sie seine Briefe, in denen er jetzt nie mehr der Zukunft erwähnte, aus denen ihr eine so vollständige Resignation in den

Willen ihrer Mutter entgegentrat. Die Präsidentin sah den tiefen Kummer ihrer Tochter, dessen Wirkung auf ihre Gesundheit; sie durchschaute auch den Grund von Haralds verändertem Wesen, und nachdem sie einmal beschlossen, Mathilden zu helfen, da scheute sie auch kein Mittel und — gelangte, wie wir wissen, an das Ziel, das sie erreichen wollte. Sagte sie sich auch selbst, daß die Mittel zu ihren Zwecken keine ehrenhaften, schrie das Gewissen ihr mitunter zu: „daß sie gelogen, betrogen!" — — — sie sah den Sohn zufrieden, sah Mathilde glücklich — und so kümmerten sie denn alle Nebenumstände weniger. Als Harald in das selig verklärte Antlitz der Geliebten schaute, wie hätte er da den Muth haben können, ihr zu gestehen, daß sein Herz so gar nichts von dieser Seligkeit fühlte. Darum faßte er den festen Entschluß, vor ihr die Qual seines Innern zu verbergen, und es gelang ihm! — Valentine sah er während der Wochen, die ihrer Verlobung folgten und in denen Roderich in Berlin war, um sein Ausscheiden aus der militairischen Carriere zu betreiben, gar nicht; sie wurde von der Präsidentin unter dem Vorwande in ihrem Zimmer zurückgehalten, sich noch schonen zu müssen.

Als er aber am Morgen vor der Hochzeit Valentinen in Roderichs Gegenwart zum ersten Male wieder gegenüberstand, brach ihm das Herz fast vor Weh beim Anblick ihres traurigen, resignirten Gesichts; er fühlte deutlich, daß sie nicht, wie die Präsidentin ihm gesagt, freiwillig Roderichs Braut geworden; er wußte plötzlich, daß die Behauptung, sie habe den ihr bestimmten Verlobten schon vorher geliebt, ebenso eine Lüge sei, wie der ihm mitgetheilte Grund der Entfernung Blanche's von Hochberg. — Dies Alles wurde nicht allein ihm bei diesem ersten Wiedersehen klar, sondern auch dem Bräutigam. Deshalb aber zurück zu treten fiel Roderich, der mit Harald über die Sache offen sprach, durchaus nicht ein. — Nachdem Blanche von Hochberg verheirathet, war es ihm gleichgültig, wen er seine Frau nannte. Harald entsetzte sich auf's Lebhafteste vor dem Gedanken, daß Roderich Valentinen einzig des Geldes wegen heirathe, und sie vielleicht — wenn das Vermögen durch sein Spiel schwände, namenlos unglücklich werden könne. Etwas thun, ihr Schicksal zu ändern — war zu spät, es galt jetzt, ein unabwendbares Geschick zu tragen! Je näher aber die Stunde rückte, welche dieses Geschick unabänder-

lich entschied, desto unruhiger wurde Harald. Er schlief die ganze Nacht nicht, und als er in aller Frühe sein Lager verließ, hörte er auch, wie Valentine oben in ihrem Thurmgemach umherwandelte, bald die Fenster aufriß, bald schloß. Seine sich zu fieberhafter Höhe steigernde Aufregung beendete endlich der Gedanke an den Ernst der nahenden heiligen Stunde. — Konnte er so vor den Altar treten, mit so zerrissenem Herzen das Gelübde der Liebe, der unwandelbaren Treue ablegen? — Er schauderte, barg sein Antlitz in den Händen, betete zu Gott um Kraft, und der Allgütige erbarmte sich seiner.

Klar stand jetzt vor Haralds Augen seine Pflicht. Sie hatte gesiegt über die wilde Leidenschaft seines Herzens; doch wie wenig Freude lag nach beendetem Kampfe — dem letzten, wie er wähnte, — in dem düstern Antlitz des Siegers. —

Schwül, drückend schwül wurde ihm die Luft seines Zimmers, die Wände schienen sich zu verengen und ihre Steinmassen sich mit voller Wucht auf seine Seele zu legen. Er enteilte dem Hause. Feucht, kalt wehte die Luft ihn an, dem Winde entgegen trieb's ihn vorwärts! Wie er sich da unbewußt der Grabstätte seines Onkels näherte, gewahrte

er plötzlich zwischen den dunklen Laubstämmen eine noch dunklere und ihm doch so lichte Gestalt — die schlanke, anmuthige Gestalt Valentinens.

Sein Herz flog ihr entgegen, und unwillkührlich trug auch sein Fuß ihn schneller voran. Da aber ertönte noch einmal die Donnerstimme des Gewissens und hemmte seine Schritte. Wie's ihn auch im nächsten Augenblicke wieder antrieb, in der letzten Stunde seiner Freiheit Gebrauch zu machen von diesem köstlichsten Gute des Menschen, — wie ihn plötzlich der leidenschaftliche Wunsch beseelte, ihr, die er so glühend liebte, diese an Wahnsinn grenzende Leidenschaft zu verrathen, um zu sehen, ob er nicht mit seiner Gluth einen Funken brennenden Feuers werfen könne in ihre so stille, reine Seele, nicht zu entzünden vermöge eine Flamme, die ihnen Beiden leuchte durch das tiefe Dunkel ihres hereinbrechenden Geschicks — — Harald überwand sich noch einmal, — überwältigte jene brennende Begier, in Valentinens glänzenden Augen den Strahl wieder aufleuchten zu sehen, der ihn getroffen, als er nach der Testamentseröffnung ihr gedankt! —

Sie trat ihm, dem die Stimme des Gewissens und der Ehre ein: „Zurück!" zuschrie, entgegen,

ohne ihn zu sehen. Als sie aber ihren zu Boden gesenkten Blick erhob, ihn gewahrte, überrascht vor ihm stand, da sah er sie wieder diese Augen, die ihn schon beim ersten Blick bezaubert, die ihm den Frieden der Seele, die Ruhe des Herzens geraubt! — Einen Moment blieb sie vor ihm stehen, festgebannt, tief den Blick in seine Augen senkend; dann rief ihr ein guter Engel zu: „Fort, fort von hier!" und sie eilte an Harald vorüber. — Beide sprachen erst zusammen, als die Trauung vorüber — sie die Gattin Roderichs von Halden war, er — Mathilde sein Weib nannte. —

Fünftes Kapitel.

Die Wagen, welche die beiden jungen Ehepaare nach so verschiedenen Richtungen der Welt — in so verschiedene Verhältnisse des Lebens bringen sollten, hielten in der frühen Nachmittagsstunde des Hochzeitstages vor dem Portale des Schlosses zu Bronswiek, als eine Estafette in den Hof sprengte. Oben im Königssaale standen scheidend Harald und Roderich Hand in Hand, und eine tiefe Wehmuth lag in den Gesichtern der beiden jungen Männer. War's doch die erste Trennung auf längere Zeit seit dem Tage, wo sie als Knaben zusammen gekommen und dann lange Jahre, in treuer Freundschaft fest verbunden, mit einander in gleichen Verhältnissen, gleichen Lagen verlebt hatten! — Jetzt schied sie ein und dasselbe Verhältniß von einander, und tiefer, wie bisher, fühlten's in dem Augenblicke Beide, was

sie sich stets gewesen, was sie durch die jetzige Trennung verloren. Darum hielt sich denn die Hand im Moment des Scheidens noch einmal fest an der des Freundes und das Auge suchte fort und fort den Blick, dem es bald nicht mehr begegnen sollte.

Harald blieb mit seiner Frau auf Rügen, wollte mit ihr in Hillerhörn ein stilles, ruhiges Leben im Hause führen; Roderich und Valentine dagegen die Welt aufsuchen, ihre Flitterwochen in Paris zubringen, dann weitere Reisen machen und erst nach einigen Jahren in die Heimath zurückkehren.

War daher Mathildens Trennung von der Mutter, welche auf Valentinens Bitten vorläufig den Wohnsitz auf Bronswiek genommen, keine eigentliche Trennung zu nennen, und wollten sie sich schon in den nächsten Tagen wiedersehn, so war dies Scheiden der jungen Frau doch ein Losreißen aus allen frühern Verhältnissen ihres Lebens.

Wie drückend auch diese während der letzten Jahre für Mathilde gewesen, wie sehnlich sie eine Trennung auf die geschehene Weise herbei gewünscht — jetzt — im Augenblick des Scheidens fühlte das Kindesherz doch nur die Trennung vom Mutterherzen, und schluchzend lag Mathilde in den Armen der

Präsidentin. Auch Frau von Halden war trauriger, erschütterter, wie man sie zu sehen gedacht, und als sie die jetzt so schmalen, bleichen Wangen ihrer Tochter streichelte, regte sich vielleicht laut ihr Gewissen, dem liebenden Mädchen die Zeit ihrer Liebe zu schwer gemacht zu haben. Im Augenblick des Verlustes wurde der Mutter erst der Werth des bisherigen Besitzes klar, und immer und wieder umschlang sie die fortziehende Tochter, mahnte sie: sich recht zu schonen und zu pflegen, dankte ihr innig für die Treue, mit der sie ihr in der Pflege des Vaters beigestanden, und als sie sie endlich in Haralds Arme legte, sprach sie weich: „So geh denn hin, Mathilde, zu Dem, um dessentwillen Du die Mutter verläßt. Daß es Dir wohl geht, hoffe ich, denn Du verdienst es, Du warst Deinen Eltern eine gute, treue Tochter.“

Während Harald sich zu Mathilden und seiner Schwiegermutter hingewendet, war Roderich zu seinen Schwestern getreten; Beatrice erwiederte kühl des Bruders herzliche Abschiedsworte, Clara hingegen hing sich mit der ganzen Wärme ihres lebhaften Gefühls an Roderich und sagte ihm unter strömenden Thränen Lebewohl.

Inmitten dieser scheidenden Gruppen stand Valentine allein; doch hatte sie auch in dem ganzen Kreise Niemand, der ein inniges Wort des Abschieds an sie richtete, — ein freundliches Wort sagte, das ihr die Trennung von Bronswiek, die ihr so schwer fiel, erleichterte, gab Keiner ihr einen Segensspruch mit auf den Weg, — so warf sie doch auf Alles, was ihr seit Jahren lieb gewesen, einen Abschiedsblick. Vorzüglich wandten sich ihre Blicke immer und wieder zurück zu den Bildern ihrer Eltern, welche sie durch die weit geöffneten Flügelthüren des Königssaals im Zimmer ihres Großvaters sah. In dem Momente, wo ihr Auge fest auf jenen geliebten Zügen ruhte, schweiften ihre Gedanken hin zu dem fernen Tage, an dem ihr Vater und ihre Mutter sich vereinigt, und unwillkührlich mußte sich Valentine sagen: daß, wenn auch Beide bei ihrer Hochzeitsfeier gewiß schmerzlich den Segen der Eltern entbehrt, sie sich doch wohl keinen Augenblick so verlassen, so unglücklich, wie sie gefühlt hätten, ihre Liebe ihnen vielmehr Trost, Ersatz für alles Fehlende gewesen sei.

Diese traurige Reflexion der jungen Frau unterbrach der Eintritt eines Dieners; er überbrachte Roderich die Nachricht einer an ihn angelangten

Estafette. Erstaunt blickte dieser empor — noch überraschter sah er auf den Sprechenden, als derselbe hinzusetzte: „Die Estafette sei beauftragt, ihr Schreiben nur in seine eigne Hand abzuliefern."

Er eilte hinaus. — Todtenbleich, keines Wortes mächtig, starrte die Präsidentin ihm nach, und erst als die Thüre sich hinter ihm geschlossen, kam Leben in ihre einen Moment völlig regungslose Gestalt; sie stürzte auf Harald zu, ergriff seine Hand, zog ihn in eine der tiefen Fensternischen und sprach dort leise und hastig:

„Harald, die Estafette schickt Lady Edgehill aus London! Was muß ihr daran liegen, daß sie's thut. Roderich wird nun zu ihr wollen — ich bitte Sie um Gotteswillen, helfen Sie mir, zu verhindern, daß Valentine gleich am Hochzeitstage in's Elend gestoßen wird."

„Aber wie kommen Sie auf diese Vermuthung, Mutter?" rief Harald entsetzt."

„Fragen Sie nicht, woher ich weiß, daß Lord Edgehill durch den Fürsten Koslowkoff, den er gefordert, im Duell tödtlich verwundet worden. Es ist so, und kaum lag Lord Edgehill auf dem Sterbe-

bette, schrieb sein ehr- und pflichtvergessenes Weib an Roderich."

Roderich trat in diesem Augenblicke blaß, verstört in den Saal. Trotz seiner sichtbaren Anstrengung, seine Stimme zu befestigen, bebte der Ton, und zitternd glitten die Worte über seine Lippen:

„Ich muß fort, gleich — allein!"

Gattin, Mutter, Schwestern und Freund drängten sich um ihn; doch ehe eins von Allen eine Frage an ihn richten konnte, setzte er angstvoll und flehend hinzu: „Legt mir keine Schwierigkeiten in den Weg — macht mich nicht unglücklich durch die Forderung einer langen Auseinandersetzung der Gründe meiner Reise. Ist's schon genug des Unglücks, daß ein Brief an mich verloren gegangen."

Haralds Auge suchte bei diesem letzten Wort unwillkürlich das der Präsidentin, und senkte sie auch das ihrige nicht schuldbewußt zu Boden, so fühlte er doch, daß sie kein reines Gewissen hatte. Dennoch war er entschlossen, auf ihre Seite zu treten, ihr zu helfen und dem jungen Weibe Roderichs als Stütze zu dienen. Lebhaft und eindringlich rief er daher: „Du kannst, Du darfst nicht allein reisen,

Roderich, darfst Dir, Deiner Frau das nicht anthun."

„Nimm Valentine mit!" flehte die Präsidentin.

„Was ist denn geschehen? — Warum mußt Du reisen?" fragten die Schwestern.

Diejenige, die zu einer Frage, zu einem Ausruf der Art am berechtigtsten gewesen wäre, sagte im ersten Augenblick nichts; doch als sie bemerkte, daß Roderich litt, furchtbar litt, um so aussehen zu müssen, wie es der Fall war, sprach sie in so freundlichem Tone, wie sie bisher noch nie zu ihm geredet:

„Roderich, handle ganz, wie Du willst, nimm auf mich nicht die geringste Rücksicht. Mußt Du reisen, so reise und — Gott geleite Dich."

Ein Blick des Erstaunens, der Bewunderung wurde der jungen Frau von Allen zu Theil; doch es war Niemand, der ihr nicht zuredete, auf der Mitreise zu bestehen, oder mindestens den Grund von Roderichs so unerwarteter Handlungsweise zu verlangen.

„Ich werde nie auf etwas dringen, das Roderich nicht will!" sagte sie ernst, „noch weniger aber je versuchen, eines seiner Geheimnisse zu ergründen, was er mir nicht freiwillig anvertraut, und reiste er jetzt ab, ohne mir ein Wort zu sagen, — ich würde

keinem Zweifel Raum geben oder eine Befürchtung hegen!"

Sie trat ihm bei diesen Worten näher, und reichte ihm freundlich mit einem Blicke vollen Vertrauens die Hand. Ihr lag wirklich der Gedanke völlig fern, daß Roderich nach kaum abgelegtem Gelübde schon daran denken könne, sie zu täuschen oder gar zu hintergehen. Roderich ergriff Valentinens Hand mit Lebendigkeit und dem Ausdrucke des Dankes — nicht für das Vertrauen zu ihm, denn er verstand das nicht zu würdigen, sondern ihn freute einzig, daß ihre Worte seine Pläne unterstützten, sie, von der er am wenigsten Hülfe in dieser Stunde erwartet, ihm solche bot.

Die Präsidentin und Harald bemerkten, wie tief er durch Valentinens Ausspruch erschüttert worden, ihnen entging aber auch nicht, daß irgend Etwas darin ihn peinlich berührte, — vielleicht gerade das große Vertrauen, welches sie in ihn setzte und das er, wie Beide fürchteten, wohl durchaus nicht verdiene. Sie kannten Roderich zu genau, waren Beide zu sehr von seinen Verhältnissen unterrichtet, als daß sie hätten annehmen können, jene Estaffette rühre von irgend jemand Anderem, als Blanche, der jetzi=

gen Lady Edgehill, her. Darum wünschten sie auch um so sehnlicher, daß er die beabsichtigte Reise, welche ihn wieder in alte Verbindungen zurückführe, nicht mache — wünschten, daß er sich nicht von Valentinen trenne, die ihm sicher in der Stunde der Gefahr als guter Engel zur Seite stehen würde. Noch einmal drangen sie daher in ihn, nicht ohne seine Frau zu reisen.

Valentine fühlte, wie Roderichs eiskalte Hand, die noch in der ihrigen ruhte, bei den Worten bebte, und mitleidig blickte sie zu ihm auf, der augenscheinlich immer heftiger litt. — Kaum war Roderich diesem Blicke begegnete, so durchzuckte ihn ein Strahl von Hoffnung, daß Valentine, die ihn nach Ausspruch seiner Mutter so sehr liebe, ganz uneigennützig in diesem Gefühle sei, vielleicht bereit wäre, ihm ein Opfer zu bringen, wenn er es in freundlicher und dringender Weise verlange. Ohne daher auf die Einwürfe seiner Mutter und Haralds Etwas zu entgegen, wandte er sich zu seiner Frau und fragte:

„Valentine, willst Du mir einige Augenblicke Gehör schenken?“ In ihrem Auge blitzte ein Strahl der Freude auf, sie eilte in ihr Zimmer und Roderich folgte.

Angsterfüllt blickten die Mutter und der Freund der jungen, unerfahrnen Frau nach, die ihrer Ansicht nach zu weich und nachgebend war, zu viel Vertrauen in einen Charakter setzte, den sie Beide zwar als gut und liebenswürdig — aber auch als schwach und leichtsinnig kannten. Die Präsidentin und Harald irrten indessen in der Annahme, daß mit Valentinens Jugend noch Unerfahrenheit verbunden sei. Sie kannten nicht die Schicksale, die jene schon als Kind gehabt, — weder die schwere Schule des Leidens, durch die sie gegangen, noch die traurige Veranlassung ihrer Weichheit und Nachgiebigkeit. Valentine wußte denn aus langer, leider nur zu trauriger Erfahrung, wohin ein heftiger Widerstand gerade schwache Charaktere bringe, wozu die besten, liebenswürdigsten, aber leichtsinnigen Menschen durch unangenehme Verhältnisse verleitet werden konnten. In der Zeit, wo sie nun Braut ihres jetzigen Gatten gewesen, hatte sie den Entschluß gefaßt: ihn doppelt rücksichtsvoll zu behandeln und im Begriff, die Frau eines Spielers zu werden, sich vorgenommen, die Fehler zu vermeiden, die sie so oft im Herzen an ihrer Mutter getadelt. Hatte sie doch stets als Kind schon gedacht: wäre die Mutter

anders, würde der Vater auch nicht so sein; und je älter sie geworden, desto mehr hatte sie ihrer verstorbenen Mutter die Schuld der unglücklichen Ehe beigemessen.

Seit sie erfahren, daß ihr Großvater, der das Spiel so sehr gehaßt, sie selbst einem Spieler zur Frau bestimmt, hatte sie gefürchtet, dies Geschick durch ihre Urtheile herausgefordert zu haben — nahm es, als es nicht mehr zu ändern, gewissermaßen als Strafe dafür hin — doch zugleich mit dem schönen Glauben: durch Geduld, Liebe, Nachsicht und Freundlichkeit einen Spieler bessern zu können. Darüber hatte sich Valentine aber keinen Augenblick getäuscht, wie traurig ihr Loos, wie furchtbar ihr Schicksal sein würde, bis jene Besserung eingetreten; sie hatte aus den Erfahrungen der Vergangenheit den Schluß für ihre Zukunft gezogen, sie hatte geahnt, daß ihr Leben ein bewegtes, ihre Existenz eine unsichere sein würde — ruhiges Glück, stiller Frieden, geordnete Häuslichkeit sie nicht sobald an Roderichs Seite zu erwarten habe. Je näher indessen die Stunde ihrer Verbindung mit ihm gekommen, desto fester hatte sie sich gelobt: das Ihrige dazu beizutragen, ihr beiderseitiges Geschick möglichst gut zu gestalten.

Daß sie bereits am Hochzeitstage Gelegenheit haben solle, ihre festen Vorsätze auszuführen: eine sanfte und nachgebende — eine vertrauende und freundliche Frau zu sein, — das freilich war Valentinen nicht in den Sinn gekommen, doch als der Augenblick da war, ihre Entschlüsse zu bethätigen, handelte sie ihnen gemäß. Mit der Absicht, Roderichs Wünsche zu erfüllen, wenn sie könne, stand sie auch jetzt vor ihm, als er sie gebeten, ihm Gehör zu schenken und erwartete mit Spannung, was es sei, das er ihr allein zu sagen haben würde.

Röthe und Bläſſe wechselten einige Augenblicke in seinem Gesichte, dann fragte er kurz: „Könntest Du mir ein großes Opfer bringen, Valentine?"

„Gern!" antwortete sie ohne Zögern.

„Du siehst, man will mich nicht allein reisen lassen, und ich muß es thun; — setzte ich nun auch vielleicht jetzt meinen Willen durch, so würde man mir doch sicherlich bei meiner spätern Handlungsweise Schwierigkeiten in den Weg legen. Begleite mich daher zum Schein, und laß uns unterwegs überlegen, wo Du bleiben könntest, bis ich Dir Nachricht gebe, was weiter geschieht, geschehen muß!"

Sie blickte sinnend vor sich hin und entgegnete

nach kurzer Pause: „Dann wäre es wohl das Beste, ich verließe Rügen gar nicht und führe nach Mönchgut zu einer dem verstorbenen Baron Eckardstein treu ergebnen Frau, die auch mich kennt und herzlich lieb hat."

„Würdest Du dort unbemerkt leben können, dort es aushalten, zu leben?"

„Beides wird der Fall sein!" sprach sie fest.

„Und Du willst mir versprechen, auf Mönchgut ruhig das Weitere abzuwarten?"

„Ganz ruhig!"

„Wenn Du aber auf Rügen bleibst, glaubst Du nicht, daß der Kutscher es schon verräth, wenn er hierher zurückkehrt?"

„Das wäre sehr möglich, und darum ist's wohl besser, wir reisen bis Stralsund zusammen. Das Relais ist ja bis dahin gelegt, und wir sind in wenigen Stunden dort. Laß uns eilen, fortzukommen! Ist der Kutscher wieder über den Gellen, so reist Du ab, ich nehme an der Grahler Fähre ein Boot, fahre noch in dieser Nacht bis zum Thissower Höwt, und daß Mutter Hilm und ihre Tochter Stina mich freundlich aufnehmen, dessen kannst Du ebenso

versichert sein, wie davon, daß sie meinen Aufenthalt nicht verrathen."

„Aber die Leute in Thissow, werden sie nicht Verdacht schöpfen?"

„Ich will mich für eine Bekannte der Mutter Hilm ausgeben, für die Tochter ihrer Freundin aus Töndering. Sie diente dort nämlich bei der verstorbenen Baronin Eckardstein, war deren Tochter Kindermädchen."

Roderich hörte mit der größten Spannung zu, und als Valentine geendet, fragte er lebhaft: „Valentine, vielleicht richte ich bald eine größere Bitte an Dich, als die heutige ist, wirst Du mir auch diese erfüllen, wenn Du erfährst, daß mein ganzes Glück davon abhängt?"

„Ich habe gelobt, Dir gehorsam zu sein!" antwortete sie ernst, „und werde mein Versprechen halten."

Roderich blickte sie prüfend an; es wunderte ihn, daß sie, die ihn nach Ausspruch seiner Mutter leidenschaftlich lieben sollte, so ruhig auf seine Wünsche einging, so ernst und unbewegt ihre Zusagen gab und jetzt von Gehorsam redete; dennoch rührte ihn

diese stille Bereitwilligkeit, und unwillkührlich rief er aus:

„Valentine, ich wollt', ich hätte Dich lieben können, Du bist so gut und verdienst es sicher, geliebt zu werden; ich wünschte fast, Dich so lieben zu können, wie Du mich doch lieben mußt, um jetzt im Stande zu sein, mir solch großes Opfer zu bringen."

Valentine erröthete tief, wurde aber dann bleicher wie zuvor und entgegnete noch ernster: „Ergründe vorläufig nicht die Ursache meiner Handlungsweise, lieber Roderich. Später kann ich Dir vielleicht einmal Alles sagen, und ist dieser Tag da, sind wir hoffentlich glücklicher, wie heute, stehen uns nicht so fremd wie jetzt gegenüber. So lange das aber der Fall ist, laß uns nicht von und über Liebe sprechen — nur treue Freunde laß uns sein. Kann ich Dir helfen, so werde ich's immer thun, wie heute.

Roderich wurde durch diese Entgegnung, welche so ganz den kühlen Ton der Freundschaft, nichts vom glühenden Hauch der Liebe hatte, noch mehr überrascht; — er ahnte abermals, daß seine Mutter ihn falsch berichtet, und Valentine ihn nicht liebe;

doch zur weitern Aufklärung fehlte ihm die Zeit. Liebte Valentine ihn nicht, so war das unter den augenblicklichen Verhältnissen jedenfalls besser, und ihre aufopfernde Freundschaft bedeutend mehr werth, als die heißeste Liebe.

Er reichte ihr die Hand, sie gab ihm die ihrige. So standen sie eine Secunde, Aug in Aug sich blickend.

„Valentine!" sprach Roderich, bewegt durch den Blick ihres Auges, „Valentine, verzeih mir, und kehrst Du einst — vielleicht bald in dieses Zimmer zurück, so sei's ohne Groll und — denke dann in Frieden meiner."

Als Valentine nach Kurzem dieses Zimmer verließ, ahnte sie, daß sie nicht, wie Roderich gesagt, bald hieher zurückkehren — sondern lange, lange Zeit vergehen würde, bis sie diesen Raum wieder betrete, daß dann Vieles — Alles vielleicht — anders sein würde, wie jetzt. Den letzten Blick auf das Zimmer werfend, in dem sie Ruhe gefunden nach den ersten heftigen Stürmen ihres Lebens, trat sie hinaus aus dem stillen Asyle des Friedens, und bei dem Gedanken an die Stürme, die sie wieder ereilen konnten auf dem unruhig be-

wegten Meere des Lebens, sagte sie mit einem Blick gen Himmel: „Wie ich's auch finden werde in dieser neuen Welt, an deren Schwelle ich jetzt stehe, was ich auch verlieren mag im Kampfe mit dem Leben — finde ich nur, wenn ich einst hieher zurückkehre, mich selbst wieder und habe mich nicht selbst verloren, so will ich Gott danken und seine Gnade preisen."

Sechstes Kapitel.

Beschleicht auch den Menschen in gewissen Stunden des Lebens die Ahnung des Kommenden, so lüftet sich doch stets der Schleier, mit welchem uns die Ereignisse der Zukunft verhüllt sind, nur immer auf Augenblicke, nur so flüchtig, daß wir die einzelnen Züge ihres Gesichtes nicht erkennen können. Und während der Mensch oft wähnt, nur langsam entwickle sich das Geschick, dem er bangend entgegen sieht, bricht es plötzlich und unerwartet über ihn herein, hat ihn umgarnt, ehe er glaubt, daß es Zeit gefunden, sich ihm zu nahen — und tief getroffen von diesem plötzlichen Ueberfall verliert er dann nicht selten seinen bisherigen Halt, die einzig feste Stütze im Augenblick der Gefahr: den Glauben an Gott —

den Glauben an sich selbst. So auch ergings Valentinen. In dem Gedanken: muthig entgegentreten zu wollen den Stürmen der Zukunft, erschütterte sie ein unvermutheter Schicksalsschlag der Gegenwart, und nur mit der Ahnung des Kommenden beschäftigt, dachte sie nicht im Entferntesten, daß schon der nächste Augenblick sie auf die Probe stellen könne.

Während Roderich aus der einen Thüre ihres Zimmers auf den Corridor eilte, um das Zurückbleiben seines Bedienten anzuordnen, damit auch dieser nichts von der Scheinreise seiner Frau verrathe, öffnete Valentine, von gleicher Absicht beseelt, die andere Thüre, welche nach dem Königssaal führte, um ihrer Schwiegermutter anzukündigen, daß sie ohne Begleitung einer Jungfer die Reise anzutreten beabsichtige.

Wie jede Bewegung Valentinens leise war, so auch stets möglichst geräuschlos Alles, was sie that. Unhörbar ging daher die Thüre auf, und leise glitt sie über die Schwelle des Gemaches. Sie sah Niemand, anscheinend leer war der ganze Raum. Da plötzlich tönten die lauten Worte der Präsidentin an ihr Ohr:

„Läßt er sie zurück, so ist, wie gesagt, einzig

jener Zufall daran Schuld, der ihm in so unglücklicher Weise ein Geheimniß aus der Vergangenheit ihrer Mutter enthüllt hat, denn wüßte Roderich nicht, daß Valentine die Tochter einer Bettlerin, wahrlich, Harald, er würde wenigstens die kleine Rücksicht nehmen, sie nicht am Hochzeitstage zu verlassen."

Wie furchtbar auch diese Worte Valentinens erschütterten, sie lauschte dennoch erwartungsvoll der Entgegnung Haralds. Secundenlang währte diese Todespein ihres Herzens — fast eine Minute die Qual dieser einzigen, ihr endlos lang erscheinenden Spanne Zeit. Da endlich sagte er:

„Sie — sie die Tochter jener Bettlerin am Haquenay'schen Hofe, ich kann's nicht fassen, kann noch weniger begreifen, daß sie das selbst eingestanden."

„Sie hat's gethan, Harald, hat zu ihrem eignen Unglück ihm auf seine Frage: „wen das Bild vorstelle," geantwortet: „es ist meine Mutter!"

„Gott im Himmel, welch ein Verhängniß, daß wir die Frau sahen, — Zeugen der Rohheit sein mußten, die ihr dort begegnete! — Welch ein Verhängniß, daß jene Frau die Mutter Valentinens ist, und er das erst am Tage vor der Hochzeit erfahren."

„Also bildet's sich Roderich wenigstens nicht ein, jene Gestalt bettelnd am Hause in Cöln gesehen zu haben?"

„Nein, das ist wahr, leider wahr," versetzte Harald tonlos, „es war, wie er sagt, am Christabend des Jahres 1835."

Valentine wankte, nachdem sie das gehört, in eine von den beiden Redenden entgegengesetzte Fensternische, fest zog sie die Vorhänge zu, einige Augenblicke verharrte sie dort, — blieb ungesehen, unbemerkt von jedes Menschen Auge, und ihr starrer Blick irrte hinaus über die endlos weite Meeresfläche, hin in das undurchdringliche Nebelmeer der Ferne, in jene endlose Weite ohne Grenze! —

Erst die Schritte der den Saal Verlassenden riefen sie zum klaren Bewußtsein der Schmach zurück, mit der man sie bedeckt wußte, mahnten sie an Das, was sie als Pflicht übernommen. Sie trat aus ihrem Versteck. Todtenbleich war ihr Antlitz, glanzlos das tiefe Dunkel ihrer sonst so strahlenden Augen. Da fiel ihr umdüsterter Blick abermals auf die Bilder ihrer Eltern, auf das jugendlich schöne Gesicht ihrer Mutter, in die licht- und hellglänzenden Augen ihres Vaters.

„Ihr habt mir ein trauriges, ein furchtbares Vermächtniß hinterlassen, — ein Vermächtniß, an dem ich gewiß zu Grunde gehe!" rief sie schaudernd, dann ihre Hände in wilder Verzweiflung ringend, setzte sie langsam hinzu: „O wie hattest Du Recht, Vater, als Du damals sagtest, es sei Schmach genug für eine Vicomtesse von St. Allande „die Tochter einer Bettlerin" zu heißen. — Ja, es ist hinlänglich genug! ist ein Hochzeitsgeschenk, wie's vielleicht keiner zweiten Frau in meinen Verhältnissen mit auf den Weg gegeben wird."

Nach diesem Ausbruch heftiger Verzweiflung, dem ersten in ihrem Leben, entsetzte sich Valentine selbst vor dem Uebermaaß ihres Schmerzes. Zu ihrem Troste fiel ihr Auge jetzt auf eine herrliche Copie von Paul Veroneses „Christus am Kreuze" Erschüttert durch diesen Anblick, warf sie sich vor dem Bilde auf die Knie, und indem ihre Hände sich falteten, betete sie inbrünstig: „Herr und Heiland, die Tochter des Spielers, die Tochter der Bettlerin fleht zu Dir, laß sie nicht zu Grunde gehen an dem Vermächtniß ihrer Eltern! — sie bittet Dich auch: vergieb Denen, die sie nennen nach den Thaten ihrer Eltern — Denen, die ja auch nicht wissen, was sie thun!"

Der Ruf ihres Namens schreckte Valentine empor, sie erkannte die Stimme ihres Gatten und eilte ihm entgegen. An seiner Seite fand sie die Präsidentin und Harald. Der Gedanke an Beider Worte färbte ihre Wangen mit glühendem Roth — Beide schrieben ihre so sichtbare Aufregung den obwaltenden Umständen zu.

„Valentine,“ sagte Roderich freundlich, als sie rasch auf ihn zutrat, „bestätige doch, daß Du mit mir reisest.“

„Ich gehe mit ihm!“ sprach sie ernst und ruhig.

„Gern und freudig?“ fragte die Präsidentin hastig.

Valentine zuckte zusammen, sah flüchtig auf Roderich, scheu auf Harald. Im Gesichte des Erstern begegnete sie jenem Ausdruck ruhigen Selbstbewußtseins wieder, mit dem er wenige Minuten zuvor von ihrer Liebe zu ihm gesprochen, Harald's edle Züge hingegen prägten das tiefste, das innigste Mitleid aus. Den Grund von Roderich's Ruhe ahnend, den Grund von Harald's Mitleid kennend, entgegnete sie mit dem überzeugendsten Ton der Wahrheit:

„Ich verlasse Bronswiek jetzt lieber, wie ich

noch vor einer Stunde gedacht, wie ich bisher nicht geahnt habe."

Warum Roderich diese Antwort im tiefinnersten Herzensgrunde ein wenig verletzte, wird Der wissen, dem die sich widerstreitenden Empfindungen des menschlichen Herzens kein Räthsel sind, der aus Erfahrung weiß, welche Gegensätze sich in jenem kleinen Raume begegnen können, — und auch weiß, wie jener kleine Raum groß genug ist, so Vieles zu bergen, was oft Tausenden, was oft der ganzen Welt unbegreiflich ist.

Roderich und Valentine reisten — reisten begleitet von heißen Segenswünschen und trennten sich bei einbrechender Nacht desselben Tages am Gellen vor Stralsund.

Länger, als er bei seiner frühern Eile für möglich gehalten, blickte Roderich dem entschwindenden weißen Segel an dem kleinen Fahrzeug nach, das seine junge Gattin hinaus in's offne Meer trug. Einen Moment hatte er das Gefühl, als müsse er sich in die tiefen Fluthen des Wassers stürzen, um hin zu eilen zu seiner Frau, seiner verstoßenen, vielleicht unglücklichen Frau! — dann zog ihn eine mächti-

gere Hand als die Pflicht vom Ufer zurück, es war die Liebe — diese Liebe zu Blanche, der Wittwe Lord Edgehills. Als der Gedanke an sie, der ihn seit Jahren beherrschte, ihn so oft in den Himmel gehoben und an den Rand des Wahnsinns getrieben, — wieder in den Vordergrund seines Herzens trat, da war vergessen Ehre und Recht, vergessen jenes junge Weib, das dort in dunkler Nacht einsam und allein über das Meer segelte. — So wie Blanche einst seinetwegen die Gesetze Gottes und der Menschen mit Füßen getreten, so schritt auch Roderich jetzt, von Leidenschaft verblendet, vorwärts auf der Bahn des Lasters und Verbrechens.

Lady Edgehill hatte ihm durch die Estafette den in London erfolgten Tod ihres Mannes gemeldet, von dessen gefährlicher Verwundung im Duell mit dem Fürsten Koslowkoff sie Roderich bereits in dem Brief in Kenntniß gesetzt, welchen seine Mutter in Bronswiek unterschlagen. War nun auch geschehen, was Lady Edgehill durch die Estafette zu verhindern geglaubt, Roderich mit Valentinen getraut, als er die Botschaft empfing, — so glaubte er doch, seine Ehe auflösen zu können, hoffte das um so mehr, als Valentine so bereitwillig auf seine

erste Anordnung eingegangen war und ihm versprochen hatte, auch ferner seine Wünsche zu erfüllen. Seit er erfahren, daß Blanche Wittwe, reiche Wittwe sei, die ihm Herz und Hand zusagte, wenn er noch frei — seitdem existirte Valentine nicht mehr für ihn; Blanche, der Pulsschlag seines Herzens, war auch fortan wieder das Ziel seines Strebens.

Unruhig, in höchster Aufregung, eilte Roderich diesem Ziele entgegen, das ihn von Neuem mit einer Frau vereinte, die das Glück und der Fluch seines Lebens, einer Frau, welche nur die Liebe kannte und nichts von der Treue wußte.

Unruhig und aufgeregt saß auch Valentine während der ersten Stunden ihrer langen, einsamen Fahrt im schaukelnden Kahne, und so dunkel und schwer, wie die am Horizont dahin jagenden Wolken, waren die Gedanken, die langsam an ihrem Geiste vorüberglitten.

Unter allen Erinnerungen tauchte auch der Gedanke an das alte Erb- und Familienstück des Tondern'schen Geschlechts auf, an das Kreuz, das Amulet ihres Glücks. Indem sie der wunderbaren Weise gedachte, in der es verschwunden, erinnerte sie sich

auch der Stunde, wo es wieder so unvermuthet in ihren Besitz gekommen. Indem sie der Worte gedachte, die Herr Henoch zu ihr gesprochen, bevor er die Kette um ihren Hals geschlungen, hob sich ihr Herz vor Freude und Stolz bei dem Gedanken, einst als Vicomtesse von St. Allande anerkannt zu werden, als rechtmäßige Erbin des Eckardstein'schen Vermögens da zu stehen, nicht mehr die Tochter der Bettlerin zu heißen, nicht mehr als Erbschleicherin angesehen zu werden. „Ja, ja!" ertönte laut die Stimme der Hoffnung, „der Tag wird anbrechen, wie er mir fest verheißen ist, und die symbolische Deutung des Kreuzes: „Durch Nacht zum Licht!" sich auch an mir in ihrer schönsten Weise erfüllen."

Und als erst wieder die Hoffnung sich in Valentinens Herzen regte, da fuhr sie auch fortan ruhiger weiter durch die dunkle, stürmische Nacht; und kaum daß die ersten hellen Streifen im fernen Osten aufleuchteten, die blaue Küste des Thissower Höwt mehr und mehr im Licht des jungen Morgens hervortrat, da gewann diese Hoffnung auch mehr Raum in ihrer Seele. Nicht mit Trauer sah sie das Boot landen am Ufer ihrer vorläufigen Heimath, denn wie ihr Fuß auf jener Insel festen Bo-

den faßte, brach leuchtend der erste Sonnenstrahl am Himmel hervor, und dieses Zeichen für eine glückliche Vorbedeutung haltend, jauchzte ihre junge Seele freudig auf und Alles in ihr rief: „Durch Nacht zum Licht!“

Siebentes Kapitel.

Zwei Jahre und wenige Wochen waren vergangen, als in demselben Gasthofe Stralsunds, wo Roderich und Valentine am Tage ihrer Hochzeit flüchtig eingekehrt, ein junger Mann saß und in frühern Fremdenbüchern die Namen Derer studirte, welche sich einst dort eingeschrieben oder von dem Wirthe eingetragen worden.

Dieser Mann zählte zwar erst dreiundzwanzig Jahre, sah jedoch bedeutend älter, fast wie ein Dreißiger aus. Er hatte eine feste, gedrungene Gestalt, die sich nicht über die mittlere Größe erhob, ein kluges, intelligentes Gesicht, das deutlich die orientalische Abkunft verrieth und in welchem sich neben dem Verstande, Energie und Willenskraft ausprägten. Sein dunkles Auge war klein, doch voll blitzenden Feuers, und unruhig flog der forschende

Blick über die Namen der verzeichneten Fremden hin. Die breite, aber sehr weiße und wohlgepflegte Hand zitterte leicht, als er ohne Erfolg ein Blatt des Buches nach dem andern umschlug, und die gelblich weiße Farbe seines Gesichts wurde immer heller, immer fahler, als er offenbar nicht fand, was er suchte. Trotzdem es nicht übermäßig warm im Zimmer war, traten ihm doch Tropfen Schweißes auf die Stirne; er knüpfte den hoch an den Hals gehenden Oberrock auf, lüftete den feinen, weißen Hemdkragen, sprang dann, das Buch heftig zur Seite schleudernd, empor und rief angstvoll und beklommen: „Auch hier keine Spur, — auch hier nicht — wie nirgends auf der ganzen Reise! — wo mag sie sein?“ Er ging auf und ab. „Hier muß ich aber doch Etwas entdecken!“ setzte er nach einer Weile hinzu und klingelte. Der Kellner erschien. Er antwortete auf Befragen: daß er erst seit Kurzem in dem Gasthofe sei — keiner seiner Collegen über ein Jahr in dem Hause diene, daß auch der Wirth, der 1843 Besitzer des Hôtels gewesen, nicht mehr am Leben sei und dessen Familie Stralsund längst verlassen habe.

„Bis wann ist's möglich, daß Sie mir sämmtliche Lohnkutscher Stralsunds in dies Zimmer

geschafft?" fragte der Fremde nach dem erhaltenen Bescheid.

Indem der Kellner Augen und Mund aufsperrte, ließ der Gast einen Louisd'or in seine Hand gleiten und sprach zuversichtlich: „Ich hoffe, es kann bis gegen Abend der Fall sein; — hier nehmen Sie 20 Thaler für die Boten, welche Sie nach den Leuten aussenden."

Der Kellner versicherte jetzt eifrig: binnen wenigen Minuten würden gewiß schon zwei oder drei der gewünschten Personen erscheinen können und entfernte sich unter tiefer Verbeugung schleunigst aus dem Zimmer.

Der erste Lohnkutscher kam in der That bald, und der Abend war noch nicht völlig eingebrochen, als der letzte erschienen. Alle waren von dem fremden Herrn in ein und derselben Weise befragt worden: „ob sie sich entsännen, vor zwei Jahren, am Abend des 3. Februar, eine junge Dame gefahren zu haben, und wohin?"

Niemand entsann sich dessen, ob man auch mit Gold dem Gedächtnisse zu Hilfe kam. Mit Gold wurde auch die Verschwiegenheit der Leute erkauft. Verriethen sie nun auch beim Fortgehn aus dem Grunde dem sie eifrig fragenden Kellner Nichts, so

dachten sie doch um so mehr über das Geschehene nach, und es war nicht Einer unter ihnen, der nicht gewünscht hätte, dem Herrn Auskunft geben zu können, „denn“ lautete das Resümé ihrer Gedanken „zahlte er für Nichts schon soviel — was würde er erst für eine gute Nachricht gegeben haben!“

Um doch mindestens Etwas zn wissen, eilte der Kellner mit dem diesjährigen Fremdenbuche in das Zimmer seines heutigen Lieblingsgastes, als der letzte Wageninhaber Stralsunds stumm an ihm vorübergegangen. Nach wenigen Minuten kehrte er aus der Stube zurück, öffnete bereits auf dem Corridor das Buch und kaum, daß er gelesen:

„B. Henoch, Banquier aus London“

da sagte er beruhigt: „Ah, nun ist mir sein sonderbares Wesen erklärt — es ist ein Engländer.“

Dieser vermeintliche Engländer stand bereits in der ersten Frühe des nächsten Morgens am Gellen vor Stralsund und sprach mit den wenigen Schiffern, die dort anwesend waren. Ein alter, ärmlich gekleideter Mann mit weißem Haar, langem, weißem Bart, der einen großen Kasten auf dem Rücken trug und ein kleines, in ein buntes Tuch gewickeltes Bündel in der Hand hielt, beobachtete den jungen Fremden auf-

merksam. Dieser wartete mit allen Anzeichen großer Ungeduld auf die übrigen Schiffer, welche nach Aussage ihrer Gefährten etwas später kommen würden. Nach und nach trafen diese Ersehnten ein, und unter den zuletzt Anlangenden war ein junger, kräftiger Bursche mit dunkel gebräuntem Antlitz, mit offnem, hübschem Gesicht, das einst von Jugendlust und Heiterkeit gestrahlt, jetzt seit lange ernst und sinnend geworden. Er trug einen großen Sack, der anscheinend sehr schwer und mit verschiedenen Dingen gefüllt war, sprang aber mit dieser Last, ohne sich um den Fremden zu kümmern, leicht und gewandt in eins der Boote, schaute auf Himmel und Wasser, zog dann ein Segel auf, ergriff eine Ruderstange und wollte abfahren, als ein alter Fischer ihm zurief:

„Aber Friedrich, Friedrich, hörst Du denn nicht, daß der fremde Herr hier Dich Etwas fragen will? Komm Junge, nur einen Augenblick, der Herr zahlt gut!"

Der junge Schiffer sah auf Benjamin Henoch der dicht an's Ufer getreten, ruderte zu ihm und fragte rasch:

„Was wollt Ihr von mir?"

„Kommt doch an's Ufer!“

Das Boot ruderte ab, ohne daß sein Besitzer den Willen des Fremden erfüllte. „Hab' keine Zeit!“ sagte er hastig.

„Friedrich Anders! Friedrich Anders!“ schrien jetzt wohl zehn der Bootsleute durcheinander. „Der Herr will wissen, ob Du vielleicht einmal Nachts eine Dame allein über den Gellen gerudert oder weitergefahren hast?“

Der Schiffer hielt wie durch Zauber gebannt inne, sein Kahn flog dann aber mit Blitzesschnelle zum Ufer, er sprang an's Land, und sein düster aufleuchtendes Auge suchte das des Fremden. Alle schaarten sich um Beide, auch der alte Mann mit dem Kasten, anscheinend ein Handelsjude, trat zu der Gruppe, hörte einzelne der Fragen des Herrn, beobachtete aber noch eifriger den Schiffer und rief plötzlich, als dieser das Gold zurück wies, das jener ihm reichte:

„Gnädiger Herr, wenn Sie sain so reich, daß Sie haben Gold, so kaufen sie gewiß ab einem armen Manne Etwas von saine Sachen.“

Schon beim ersten Laut der Stimme wandte Benjamin Henoch sich um, und indem ein heller

Freudenstrahl über sein Antlitz flog, eine leichte Röthe das bleiche Gesicht färbte, fragte er lebhaft:

„Was habt Ihr feil?“

„Nadeln, Knöpfe, Ringe vom hellsten Bernstein, von ainer Farbe, wie man ihn nur findet bei den Leuten an das See; außerdem viel andere Sachen.“

Der Alte ging zu einem Steine, und setzte den Kasten darauf. Der junge Fremde folgte ihm, während die Schiffer beisammen blieben, die Köpfe dicht aneinander steckten und eifrig redeten.

„Großvater, Du hier!“ flüsterte Benjamin Henoch freudig.

Der alte Abraham Hain legte ein Armband von köstlichem Bernstein in die Hand seines Enkels, drückte dabei diese Hand zärtlich und sagte leise: „Benjamin, sie wissen Alle Etwas von ihr, glaube mir, der ich sie scharf beobachtete, — namentlich der junge Mann!“

„Er sagte „Nein“ wie Alle.“

„Und während der Mund sprach diese Lüge, redete die Wahrheit sein Auge!“ versetzte der alte Jude. „Ich sah's Benjamin, sah es deutlich — laß mich daher gewähren und sag' Du mir rasch, wo

ich Dich kann finden, Dir su bringen die Botschaft."

Benjamin nannte den Namen seines Hôtels, griff dabei aber zugleich nach einem Ringe, da er sah, daß der junge Schiffer näher trat.

„Machst Du gute Geschäfte, Mauschelchen?" fragte dieser.

„Der Herr haben gekauft dieses Armband und unterhandeln jetzt wegen dieses Ringes."

„Für die Frau, nach der er sucht?" rief der Schiffer spöttisch.

„Der Herr sucht nach ainer Frau?" fragte der Alte staunend, „nach was für ainer Frau?" setzte er lebhaft hinzu; „vielleicht nach der, die da fuhr vor ungefähr swai Jahren allein über den Gellen? Es war aine schöne, aine junge Frau; ich sah sie."

Der junge Schiffer erbleichte. „Verrathet sie nicht!" schrie er heftig, „oder Ihr bekommt's mit mir, mit uns Allen zu thun!"

„Sagt um Gotteswillen kein Wort weiter," riefen ein paar Andere, die näher getreten und Alles gehört.

„Sohn Abrahams, Isaaks und Jakobs!" rief der Alte mit gut gespieltem Schreck, „ich that ja

doch sagen nichts, nur fragen! Was geht mich an die Frau, für die der Herr kauft diesen Schmuck, wie kann ich wissen, daß Ihr nicht wünscht, bekannt zu haben, daß auch schöne Frauen fahren über den Gellen. Fahren doch viele Leute nach Rügen, ich will ja auch hinüber. Nehmt mich mit nach Gralhof, Schiffer Anders."

„Ich lande dort nicht!" antwortete er mürrisch.

„So nehmt mich mit, wo Ihr landet — mir ist's glaich, denn ich ziehe durch ganz Rügen mit maine Sachen."

Der junge Schiffer sah den Juden an, dann lächelte er leicht und entgegnete rasch: „Ja kommt mit, denn dann bin ich sicher, Ihr schwatzt nicht mehr über schöne Frauen."

Abraham Hain und sein Enkel wechselten einen Blick des Einverständnisses, und indem Ersterer seinen Kasten schloß, sagte er leise: „Morgen kann ich Dir vielleicht schon genaue Nachrichten bringen, für jetzt leb wohl!"

Benjamin zog seine Börse, zahlte einige Thaler, wandte sich dann ab, schritt der Stadt entgegen und als er sich nach einer Weile nach seinem Großvater

umsah, bemerkte er, daß dieser im Kahne des jungen Schiffers bereits über das Wasser fuhr.

Nicht einen — drei lange Tage harrte Benjamin Henoch vom Morgen bis tief in die Nacht auf die Rückkehr Abraham Hains. In der späten Nachmittagsstunde des vierten Tages erst trat der Kellner mit der Meldung in sein Zimmer, daß ein Bernsteinhändler ihm die bestellte Kette zum Armband bringe und ihn zu sprechen verlange.

Wie so gern wäre Benjamin dem Ersehnten freudig entgegen gestürzt, ruhig mußte er statt dessen sein langsames Eintreten abwarten.

Kaum aber, daß der Kellner das Zimmer verlassen, Abraham Hain behutsam einen Riegel vorgeschoben, lag auch Benjamin in den Armen des Großvaters, und die heftigste Aufregung ließ ihn kaum die wenigen Worte: „Fandest Du sie?“ hervorbringen.

„Ich sah und sprach sie!“ entgegnete der alte Abraham, und ein dunkler Schatten legte sich über sein ausdrucksvolles Gesicht.

„Wo — wo ist sie?“ rief der junge Mann hastig.

„Benjamin, was wirst Du sagen, wenn ich

Dir versichere, daß ich versprochen, nicht zu verrathen den Ort wo sie ist."

„Das kannst, das darfst Du nicht, Großvater, Du würdest mich tödten oder wahnsinnig machen."

„Ich kann, ich darf nicht reden — denn ich gelobt es ihr mit einem Eide, muß halten diesen Eid. Begnüge Dich denn damit, daß sie lebt, daß sie ist zufrieden, viel zufriedener, wie Du gedacht, und ich erwartet habe."

„O, Großvater, was müßte geschehen, daß Valentine von St. Allande, dieser Engel an Geduld und Sanftmuth, unzufrieden wäre."

Der alte Abraham wiegte leise sein weißes Haupt, und hätte sein Enkel wie er im Auge der Menschen zu lesen verstanden, Benjamin würde aus dem Blicke seines Großvaters ersehen haben, daß Valentine von St. Allande Grund genug hatte, nicht zufrieden zu sein.

„Ist sie denn wohl — gesund?" fragte er lebhaft.

„Du weißt, sie war immer sehr blaß."

„O, mein Großvater, als ich sie vor zwei und einem halben Jahre in Hillerhörn wiedersah, da blühte sie lieblich wie eine Rose."

„In Hillerhörn!“ wiederholte der alte Mann langsam und dachte offenbar an Vieles.

„In Hillerhörn!“ sagte auch Benjamin mechanisch und dachte, wie man deutlich sah, nur an einen Gegenstand. „Erfuhrst Du durch den Schiffer, wo sie ist?“ setzte er nach langer Pause hinzu.

„O, nain! Der Bursche ist verschwiegen wie's Grab — und schlau mußt' ich's anfangen, nachzuspähen sainen Schritten.“

„So ging er zu ihr?“

„Benjamin, frag mich nicht waiter.“

„Ja, ja, gewiß ging er zu ihr“, rief der junge Mann freudig, „sicherlich war in dem großen, schweren Sacke Etwas, das er ihr brachte.“

Abraham Hains Antlitz blieb unbeweglich; dann erfaßte er die Hand seines Enkels und sagte ernst: „Benjamin, die Post geht in ainer Stunde, packe Daine Sachen und laß uns raisen.“

„Ich reise nicht ab, bevor ich sie nicht gesehen und gesprochen,“ entgegnete Benjamin lebhaft und entschieden.

„So soll sie glauben, daß ich gebrochen main Wort?“ fragte Hain vorwurfsvoll.

„Dann will ich sie nicht sprechen, nur sehen, Großvater, sie sehen, ohne daß sie mich sieht,“ versetzte der junge Mann resignirt.

„Und willst bleiben, willst versäumen so viel Sait, noch mehr Sait? allain lassen das Geschäft? Benjamin, mache mir kainen Kummer.“

„Das müßte Dir Kummer machen, Großvater, wenn mein Geschäft so schlecht eingerichtet wäre, daß ich nicht einmal auf einige Wochen fern daraus sein könnte.

„Ainige Wochen?“

„Nun, so sag einige Monate.“

„Ja, ja, Monate die sind's bereits, daß Du, sie suchend, in der Welt umherirrst, und Monate kannst Du viellaicht noch umher raisen, ohne su finden sie. Vergeude nicht unnütz die Sait, main Kind, sie ist von Werth, von unberechenbarem Werth.“

„Unnütz werde ich sie nicht verbringen; unnütz ist Nichts, was zu ihrem Wohle geschieht, Großvater; ich will Valentine von St. Allande —“

„Du mainst Frau von Halden?“ fiel ihm Abraham Hain ins Wort.

Benjamin trat an's Fenster. Der alte Mann blickte ihn einige Augenblicke an, ging dann zu

ihm, legte die Hand auf den Arm seines Enkels und fragte ernst: „Was willst Du von Frau von Halden?"

„Ich will sehen, ob ich das Elend nicht lindern kann, in das ihr Mann sie gestürzt, ich will ihr sagen, wie er verschwendet, mit wem er das Geld vergeudet. Ich muß versuchen, Etwas zu retten, denn sie ist im Stande, das Letzte fortzugeben."

„Benjamin, auch ich versuchte das — sie ließ mich nicht ausreden, fiel mir in's Wort und sagte, Lady Edgehill sei ihre Cousine, ihrer der Hülfe eines Mannes bedürftige Verwandte. Man wolle derselben die Erbschaft streitig machen, und Roderich unterstütze nur ihre Bemühungen bei den Gerichten —

„Lüge, nichts als Lüge!" rief Benjamin heftig — „o, hättest Du ihr's doch gesagt, sie gefragt, warum er sie nicht mit sich genommen."

„Benjamin, ich thats — that, was ich konnte. Sie antwortete, ob ich mir vergebe die Sünde, in ihrem Herzen Argwohn zu wecken gegen ihren Gatten, ob ich mich nicht scheue, Zwietracht su säen zwischen Eheleute."

„Eheleute!" wiederholte der junge Mann leb-

haft; „was ist das für eine Ehe, wo er seit Jahren in London lebt, — sie sich hier auf Rügen schon von einander getrennt haben.“

„Auch das führte ich an, Benjamin; doch sie bleibt dabei, ihn su nennen ihren Gatten.“

„Liebt sie ihn denn jetzt?“ schrie der Jüngling.

„Das waiß ich nicht! — Sie sagt, sie sai sain Waib, saine ihm am Altare angetraute Frau und — ich, Benjamin, ich sage Dir, Du thust Sünde, daß Du Dain Auge erhebst su dem Aigenthume aines Andern.“

Dunkles Roth überströmte das Gesicht des jungen Mannes, heftig fuhr er auf, dann sich besinnend, wer mit ihm sprach, entgegnete er ruhig: „Ich erhebe nicht den Blick zu ihr, ich will ja nur sie glücklich wissen, sie dem Elend ihres Lebens zu entreißen versuchen.“

„So versuche es, Benjamin, und Gott mag Dir beistehen, ihr Auge zu lichten, ihre Thränen zu trocknen.“

„Sie ist also unglücklich!“ rief Benjamin, „o, ich wußt's — ich wußt's seit dem Augenblicke, wo ich gehört, daß sie sein Weib ist, sein Weib mit der glühenden Liebe im Herzen zu einem Andern.“

„Benjamin! Benjamin! bedenke was Du sprichst.“

„O, ich weiß, was ich sage, Großvater!“ stieß der junge Mann hervor, warf sich auf das Sopha und vergrub das bleiche Gesicht in den Händen.

Abraham Hain schaute mit ernstem, trübem Blick auf das Herzleid seines geliebten Enkels; er nahm an seiner Seite Platz, streichelte des Jünglings Kopf und rief ihn mit den Namen der Zärtlichkeit, der Liebe.

Lange antwortete Benjamin nichts auf die Liebkosungen, als er den Kopf aber erhob, sah er seinen Großvater fest an und sprach entschieden:

„Glaub', Großvater, mir wird besser sein, wenn ich gethan, was ich nicht lassen kann, und hab ich's vielleicht erreicht, sehe ich sie glücklich, so werde auch ich wieder froh und zufrieden werden.“

„So beginn', so vollende Dain Werk, Benjamin, und ist's vollbracht, werd ich Dich segnen, denn auch ich werde erst gehen mögen in's Land der Seligen, wenn ich die Enkelin mainer Wohlthäter waiß in andern Verhältnissen.“

„Nenne mir nun den Ort, wo sie ist.“

„Das kann ich nicht.“

„Wie — noch jetzt willst Du es mir verhehlen?“

„Ich gab main Wort, es nicht su sagen — das breche ich nicht, ist's und Gottes Wille, daß Du sollst sie finden, so wirst Du sie finden, ob sie auch tief verborgen wäre im Schooße der Erde.“

Achtes Kapitel.

Der Frühling war duftend ins Land gezogen; sein warmer Hauch überwehte schon die blauen Flächen der Ostsee, und die warmen Sonnenstrahlen lockten bereits im Norden Rügens in dem einst so verwilderten, jetzt so schön geordneten Garten von Hillerhörn die ersten Blumen, die ersten Blätter hervor. Durch die mit Kies bestreuten Pfade dieses alten Gartens wandelten langsam zwei junge Leute, Schritt vor Schritt, denn zwischen ihnen trippelte mit noch unsicherem Gange ein kleines Mädchen, das Beide an der Hand führten. Wie sauer dem kleinen Geschöpfe auch dieser Weg werden mochte, es jauchzte mit klarem Stimmchen oft freudig auf, wenn wieder eine kurze Strecke zurückgelegt war, und hätte es vielleicht auch gern einmal geruht, die winzigen Füßchen

strebten immer wieder vorwärts, wenn der junge Mann oder die Frau riefen: „Gleich sind wir beim Papa!"

„Papa!" wiederholte das reizende Kind mit freundlichem Lächeln, und die großen blauen Augen schauten sich sehnsüchtig um.

Es dauerte noch eine Weile, bis dem kleinen Mädchen die Freude zu Theil wurde, seinen Vater zu sehen, und bevor jene Drei die Stelle erreicht, wo sie ihn zu finden dachten, hatte die junge Frau manchmal das Kind tragen müssen. — Diese Stelle war am äußersten Ende des Gartens — ein kleiner mit Bäumen bepflanzter Hügel, der eine weite Aussicht über das Tromper-Wiek bot. Zwei Jahre war dieser Hügel der Lieblingspunkt Derjenigen gewesen, die jetzt dort unter den Bäumen ruhte — der Platz, zu welchem der Mann, welcher jetzt dort an einem der Bäume lehnte, noch bis vor wenigen Monaten Die geleitet hatte, welche nun nicht mehr auf Erden wandelte. —

„Mathilde von Tondern, geboren den 30. November 1817, gestorben den 1. Februar 1845" so lautete die einfache Inschrift auf der weißen Marmortafel des Grabes, auf das der Gatte der Verewigten ernst und trauernd niederblickte.

Das Herzübel, an dem Mathilde seit Jahren gelitten, war ein unheilbares. Ganz plötzlich, schnell und leicht war sie von der Erde, auf der sie seit Jahren so überaus glücklich gewesen, hinübergegangen in das bessere Jenseits. Harald konnte es noch immer nicht glauben, daß die treue Gattin ihm genommen, doch klar, furchtbar klar wurde er sich dessen bewußt, wenn er an dem kleinen Hügel stand, der die Theure umschloß, welche er einst so heiß geliebt, die er fort und fort geliebt, ob auch ein anderes Bild sich einmal für kurze Zeit trennend zwischen sie gestellt. Ihren Verlust tief beklagend, stand er auch an dem Frühlingsmorgen an dem Grabe der Gattin. „Papa" — dieser Ruf, der ihn bis in die tiefste Tiefe des Herzens erschütterte, entriß ihn seinen Gedanken. Wenige Schritte von ihm entfernt, zwischen den Gebüschen des Grabes, stand die kleine, zierliche Gestalt seines Kindchens und schaute mit freudeglänzendem Blick zu ihm hin. Er eilte dem kleinen Wesen entgegen, hob es auf den Arm und drückte es fest an sich. In diesem Moment war die Freude an der Stätte der Trauer vorherrschend.

„Wo kommst Du denn her, wer hat Dich so geschmückt?" fragte Harald und schaute auf den Blu-

menkranz, der die dichten, blonden Locken auf dem Köpfchen der Kleinen niederdrückte.

„Mama auch Blumen!“ rief das Kind statt aller Antwort und blickte lächelnd auf das reich mit Blumen geschmückte Grab, dann aber schaute es sinnend auf den Vater und setzte ernst hinzu: „Papa keine Blumen.“

Haralds Augen feuchteten sich; er drückte das Kind fester an sich und wehrte den kleinen Händen, die sich den Kranz abnehmen und ihm geben wollten.

„Guten Morgen, Harald!“ rief jetzt eine frische, jugendliche Stimme unten vom Hügel herauf, und er erkannte seine Schwägerin, die mit Edmund Winter, der sich wirklich „erlaubt“, um Clara von Halden zu werben und schon vor länger als einem Jahre sich „erlaubt“, sie zu heirathen, unten stand.

„Ach Ihr, Ihr,“ entgegnete Harald, wie es schien, angenehm überrascht, ging den Hügel hinab und reichte dem jungen Paare, dem er herzlich ergeben war, seine Hand.

„Wir mußten Dir doch zu Deinem Geburtstage gratuliren!“ antwortete Clara freundlich; aber mit Thränen, die ihr klares Auge trübten, setzte sie hinzu:

„Ich mußte doch auch Valentinen das Kleidchen bringen, das Mathilde noch für sie zu sticken begonnen.“

„Also Du hast es vollendet, Clara! Tausend innigen Dank! Wie hübsch ist es geworden.“

„Ja, ich bin sehr fleißig gewesen,“ plauderte sie in ihrer kindlichen Weise und zog Harald vom Hügel fort, „sieh, so fleißig, wie Ihr es Eurem Wildfange nie zugetraut. Nicht wahr, Edmund, ich war's?“

„Sie stickte seit vierzehn Tagen vom Morgen bis zum Abend!“ bestätigte der Ehemann.

„Und das littest Du, lieber Edmund?“

„O Harald, er trieb mich sogar dazu, und damit Du es nur weißt, grade von Edmund ist die Idee ausgegangen, daß ich für Valentine das Kleidchen zum heutigen Tage fertig sticken solle.“

„Lieber, guter Edmund!“ rief Harald bewegt.

„Aber mein Gott, da ist ja Nichts daran, das war ja eine so natürliche Idee;“ sprach Edmund hastig, „hatte mir doch Mathilde erzählt, daß sie dieses Kleid für Valentinchen zu Haralds Geburtstag bestimmt.“

„Und doch bist nur Du auf diese natürliche Idee gekommen!“ sagte Clara stolz, „weder Mama, noch

Beatrice, noch Anna und ich haben daran gedacht, Mathildens Idee auszuführen."

„Ihr wart zu traurig, liebe Clara."

„Warst und bist Du es etwa nicht? — Ach Harald, sieh, wenn ich Edmund nicht schon so wegen seiner Güte geliebt, ich hätte es jetzt seit dieser Zeit thun müssen, wo unsere liebe Mathilde todt ist, und er nur daran denkt, Dir eine Freude zu machen. — Könnten wir's nur, Harald, könnten wir einfachen, unbedeutenden Menschen Dir ein kleiner Trost sein."

„Ihr gabt mir den besten, — Ihr sagtet mir, Mathilde sei glücklich gewesen."

„Unaussprechlich!" rief Clara.

„Und wie hätte sie nicht glücklich sein sollen!" setzte Edmund hinzu. „Mein Gott, wie gut warst Du gegen sie, wie trugst Du sie auf Händen, wie schütztest Du sie vor allem Unangenehmen und suchtest ihre Wünsche zu erfüllen, ehe diese ihr selbst kaum klar geworden. Ach Harald, Du warst vielleicht zu — zu gut, und der liebe Gott nahm sie in den Himmel, damit sie sich nicht zu fest an die Erde hängen sollte."

Harald hörte mit gesenktem Blick das Lob an,

welches seine Verwandten ihm so reich spendeten, sein Antlitz wurde aber nicht freier bei den Worten, und es lag fast Angst im Tone, als er lebhaft sagte:

„Ich fürchte, Ihr seht Alles in zu günstigem Lichte, da Ihr mich liebt und Beide selbst so gut seid.“

„Nein, nein, das thun wir nicht, — sagen's doch Alle, giebt doch selbst Sigismund, der Dir nicht gern viel zugesteht, zu, daß Du das Muster eines Ehemannes gewesen und“ setzte er lächelnd hinzu, „sagt das unser kluger Bruder, muß es doch wohl wahr sein.“

Harald antwortete lächelnd: „Hast doch, so gut Du sonst bist, stets eine kleine Malice auf den Bruder, lieber Edmund, und ich glaube beinah, Du neidest ihm sein Wissen, beneidest ihn um seine literarischen Erfolge.“

„Ich?“ schrie Edmund entsetzt, „nein Harald, da erlaube ich mir doch, mir zu erlauben, Dir offen zu gestehen, daß Du auf einem Holzwege bist.“

„Edmund, Edmund, Du bist Förster, kein Student mehr!“ rief Clara, ihm lächelnd drohend.

„Ich erlaube mir, um Entschuldigung zu bitten," entgegnete Edmund, sich vor Harald verbeugend.

„Laß ihn doch, Clara, und glaub' Du mir, Edmund, daß Du mit Deinen etwas derben, ungekünstelten Ausdrücken mir tausendmal lieber bist, als alle Andern mit ihren zierlichen Worten."

Der Forstmann ergriff die Hand lebhaft, die Harald ihm reichte und erwiderte den leichten Druck mit so derbem, biederm Handdruck, daß die scheinbar eisernen Glieder Haralds zu brechen drohten.

„Sag Clara, wie fängst Du es an, daß Du nach dem Jahre, wo Du Edmunds Frau bist, noch lebst? Sieh doch, wie er mich wieder gepreßt hat."

„Clara ist nicht so zart, wie Du denkst, Harald, trug sie doch heute morgen Beatricens dicke Zwillinge zu gleicher Zeit — ein Beweis von Kraft, den ich nicht zu liefern im Stande wäre."

„Bist Du schon wieder boshaft?" fragte Harald.

„Er ist's immer, so wie er von Sigismund und Beatricens Zwillingen spricht."

„Ja, ja, das merkt' ich lange; wie gesagt, er beneidet den Bruder."

„Doch nicht um die dicken Bengels?" rief Ed-

mund, „o nein, ich wäre trostlos, hätt ich ein Paar solcher Kanonenstöpsel von Kindern.“

„Edmund, Edmund! — Doch, wart Ihr heut schon in Wallowitz?“

„Nein, wir hatten das Glück, die verehrten Geschwister sammt der großen Familie in Bronswiek bei der Präsidentin zu treffen.“

„Sag', Harald, ist's nicht, wenn Edmund „Sigismunds Familie“ sagt, als spräche er von einem Dutzend Kindern?“ rief Clara lachend.

Harald mußte unwillkürlich auch lächeln, denn Edmund konnte, trotzdem fast ein Jahr seit der Geburt der Zwillinge vergangen, noch immer nicht darüber fortkommen, daß sein Bruder Vater von zwei Kindern auf einmal geworden, und wenn der Forstmann seit seiner Verlobung und Hochzeit bemüht war, die Ausdrücke der Studentenzeit mehr und mehr abzulegen, sich nicht mehr so vieles Unerlaubte zu „erlauben“, so behielt er doch beim Gespräch über die Doppel-Vaterfreuden seines Bruders stets seinen beliebten Redeanfang bei und bemerkte über die Zwillinge immer: „Ich bleibe dabei, mir zu erlauben, diese Familienvergrößerung eine furchtbare zu nennen.“

Wie auch Beatrice sich über solche Aussprüche des Onkels ihrer Zwillinge ärgerte, was auch die Präsidentin that, ihren jüngsten Schwiegersohn zu ermahnen, wie beide glückliche Großmütter auch stolz auf diese Enkel waren, Edmund sah, daß seine geliebte Clara dabei herzlich über ihn lachte, und so blieb er trotz mancher krausen Stirne dabei, sich zu erlauben, immer und wieder sein Erstaunen auszusprechen. So auch jetzt, und vor Harald stehen bleibend rief er:

„Harald, Du kannst glauben, die beiden Jungens sind bald eben so dick, wie meine Mutter. Behauptet auch Beatrice, sie hätten seit den letzten Wochen abgenommen, so wirst Du sehen, daß ich Recht habe, und daß sie jetzt schon die reinen Weltkugeln sind."

„Du mußt das Beatricen aber nicht sagen, Edmund," mahnte Harald.

„Grade!" rief er lebhaft, „denn warum thut sie stets, als sei dein Valentinchen ein Knirps, ein Gnom. Läßt sie erst die in Ruhe, so mögen ihre „dicken Weltkugeln" ihr auch von mir verziehen sein."

„Nun, mein Töchterchen ist ein kleines, zartes Wesen, sieh doch welch Püppchen. Fast zu zart!"

„Und doch ist sie mir tausendmal lieber, wie die beiden Bengels von Sigismund zusammen!“ rief der Forstmaun entschieden.

„Aber Edmund!“ sagte Clara vorwurfsvoll.

„Bester Edmund!“ mahnte Harald noch einmal.

„Ja, Ihr mögt sagen was ihr wollt — ich kann Sigismunds Familie nun einmal nicht leiden, kann es nicht überwinden, daß er Beatrice geheirathet, die immer so unfreundlich gegen Mathilde war, und jetzt ärgere ich mich noch mehr darüber, daß er stets sagt, er sei mit ihr viel glücklicher, als er je mit Mathilden geworden wäre. Ich kann es nicht vertragen, daß mein Bruder immer die Fabel vom Fuchs und der Taube aufführt.“

Wie auch Clara am grünen Rock des Gatten zupfte — Edmund sprach sich aus — sprach, wie er sich stets ausdrückte: „von der Leber weg.“

Harald unterbrach Claras Winke und sagte ruhig: „Laß ihn reden, Clara, ich weiß ja, wie er's gut meint, wie lieb er meine Frau gehabt; doch Edmund,“ setzte er lebhafter hinzu: „glaube mir, Sigismund bildet sich sein Glück nicht ein, liebt seine schöne und kluge Frau sehr und ist wirklich recht glücklich mit ihr.“

„Mir unbegreiflich!“ entgegnete der Forstmann offen, „mir ebenso unbegreiflich, wie seine Verheirathung überhaupt.“

„Beatrice interessirt sich so sehr für alte Geschichte,“ warf Clara vermittelnd hin, „Sigismund kann ihr nicht allein vorlesen, sie spricht auch eingehend mit ihm darüber.“

„Aus Klugheit, aus reiner Klugheit!“ rief Edmund, „und eben, daß sie ihm nicht lieber offen sagt: langweile mich nicht mit den alten Römern und Griechen, das ärgert mich. Es wäre viel gescheuter, sie zeigte, wie's ihr in Wahrheit um's Herz ist, gähnte tüchtig bei seinen Themen, anstatt immer entzückt auszurufen: Wie tief durchdacht, wie schön ausgeführt! Das macht ihn noch ganz verdreht.“

Clara mußte in Erinnerung jener Scenen lachen, unter denen ihr Mann so litt, und Edmund fuhr fort:

„Ja, Du lachst jetzt und stirbst doch auch fast vor Langeweile, wenn Sigismund bei uns ist oder wir bei ihm, und er stets aphoristische Auszüge aus dem Punischen Kriege oder der Zerstörung Trojas vorliest. Mich wundert nur, daß seine Jun-

gens noch nicht „Hannibal“ sagen können. Nun, vielleicht werden sie dann magerer, wenn sie erst die nähere Bekanntschaft jenes berühmten Feldherrn machen.“

„Wie weit ist er denn jetzt mit Swantewitt?“ fragte Harald. „Fand er nähere Aufschlüsse?“

„Ich bitte Dich um Gotteswillen, Harald, schweige von dem Lichtgotte, der seit Jahresfrist der Schatten meines Lebens ist! Mir wird schon ganz dunkel vor Augen, wenn ich nur von dem Kerl mit den vier Gesichtern höre. Sigismund erzählte mir noch heut Morgen von ihm, swantewittete mir bereits eine Stunde vor.“

„Kommen Sigismund und Beatrice heut auch hierher?“

„Sie wollten,“ sprach Edmund offen; „doch —“ er zögerte unwillkürlich.

„Vielleicht kommen sie noch,“ sagte Clara verlegen.

„Ist Etwas geschehen?“ rief Harald schnell, dem Beider Wesen plötzlich auffiel.

„Laß uns im Hause davon reden,“ bat die junge Frau.

„Nein, nein, die Qual der Ungewißheit ertrage

ich nicht so lange, bitte: sprecht, redet — was ist vorgefallen?"

„Roderich will Bronswiek verkaufen," antwortete Edmund hastig, „die Mutter erhielt heute einen Brief von ihm, und auch der Inspektor sagte ihr, daß Roderich neue, große Summen verlange, die nicht zu beschaffen wären, ohne das Gut zu verkaufen."

„Bronswiek verkaufen?" erwiederte Harald, „wie kann er nur auf die Idee kommen?"

„Wie mir scheint, ist's ein böses Muß!" sagte Edmund.

„Ein Muß?" wiederholte Harald bestürzt.

„Du sollst sehen, ihm bleibt keine andere Rettung! Roderich hat toll gewirthschaftet, und ich will Dir nur sagen, daß er mir allein seit ungefähr vier Monaten nahe an fünftausend Thaler abgeborgt. Die Mutter ringt in Verzweiflung die Hände, seit sie heut Morgen seinen Brief gelesen; sie wünscht, Du möchtest gleich zu ihm, — bat, wir möchten Dich nach Bronswiek holen. Willst Du, so fahre gleich hin; Clara und ich bleiben bei der Kleinen, denn in Bronswiek können wir doch nichts nützen. Ich sage Dir nur, daß, wenn Bronswiek

noch zu retten ist, ich Valentinens wegen gern zehntausend Thaler dafür aufnehmen will.

Ehe Harald auf Edmund's großmüthiges Anerbieten ein Wort entgegnen konnte, trat sein Diener zu ihm und meldete die Ankunft eines Fremden, der den Herrn Grafen dringend zu sprechen wünsche. Harald entschuldigte sich bei seinen Gästen, und als er in den kleinen Empfangssalon seines Hauses trat, stand er Benjamin Henoch gegenüber.

Beide wechselten die Farbe bei der stummen Begrüßung, und Keiner schien im ersten Augenblicke eines Wortes mächtig; doch als Harald die Sprache fand, sich eher faßte, wie der Andere, war der Ton stolz, kalt, mit dem er fragte:

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Henoch?"

„Nicht so, nicht so!" rief der junge Mann verwirrt, „seien Sie anders, Graf Tondern; ich kann sonst nicht sprechen, wie ich will — wie ich möchte."

„Sie scheinen sehr aufgeregt, Herr Henoch, die Jahre haben Sie nicht ruhiger gemacht," entgegnete Harald kühl, trotz seines Bestrebens, freundlicher zu sprechen.

Ob ein Wort freundlicher Begrüßung, herzlicher Ansprache bewirkt hätte, was plötzlich diese

Worte erzielten, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls gaben sie aber Benjamin Henoch die Fassung zurück, welche ihm der Wiederanblick des Mannes genommen, dem er seit dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft in blindem Hasse gegrollt, weil Harald Valentinen weh gethan, die er seit seiner Kindheit so glühend geliebt. Diesem Hasse zu entsagen, hatte Benjamin sich nun zwar schon vor einigen Monaten gelobt, aus dem Grunde gelobt, weil Harald Die glücklich machen sollte, deren Glück ihm über Alles ging. Alle guten Vorsätze verwischte aber momentan Haralds stolze Begegnung, und es bedurfte mehrerer Minuten, bis er seine volle Selbstbeherrschung wiedererlangt und nur Das im Auge behielt, um dessentwillen er nach Hillerhörn gekommen. Als er aber seine innere Bewegung überwältigt, war sein ganzes Wesen wie umgewandelt, sein Gesichtsausdruck ruhig, der Ton seiner Stimme so kalt und besonnen, daß Harald vor diesem Wechsel fast erschrak.

Harald festen Blicks ansehend, sprach Benjamin nach kurzer Entschuldigung: ihn vielleicht gestört zu haben: „Umstände zwangen mich zu diesem Besuche, und ich bitte Sie, mir einige Zeit Gehör zu schen-

ken. Gegen Ende des vergangenen Jahres fragte ich bei Ihnen, geehrter Herr Graf, an, ob Sie wüßten, wo sich die frühere Pflegetochter des Generals von Halden aufhalte, schrieb Ihnen, daß diese Dame des Schutzes bedürfe und bat Sie, ihn ihr angedeihen zu lassen, flehte Sie an, mich in meinen Bestrebungen zu unterstützen: sie aus den Händen eines gewissenlosen, leichtsinnigen und verschwenderischen Mannes zu befreien. Auf diesen Brief, Herr Graf, schrieben Sie mir: „Herr Henoch, ich kann Ihnen nur antwortend zurufen, was Ihnen Ihr Herr Vater bei unsrer ersten Begegnung sagte: Mischen Sie sich nicht in Sachen, die Sie nichts angehen.“

„Wozu wiederholen Sie, was ich weiß?“ fragte Harald, und sein bleiches Gesicht färbte sich leicht.

„Um Sie zu fragen, ob sie gewußt, was Sie gethan, indem Sie so antworteten, ob Sie recht gethan, mir in solch beleidigender Weise zu schreiben, als Sie von mir hörten, die Erbin Ihres Onkels bedürfe des Schutzes gegen einen ehr- und gewissenlosen Mann.“

„Herr Henoch!“ fuhr Harald heftig auf; „Sie sprechen von meinem Schwager, meinem Freunde.“

„Der ein ehrloser Schurke ist!“ entgegnete Benjamin in noch heftigerem Zorn auflodernd; dann sich beherrschend, fuhr er ruhig fort: „Ich sehe, Sie kennen nicht die Bubenstücke Ihres Freundes und weiß nun, daß Sie nicht wußten, was Sie thaten, als Sie mir in so schnöder Weise antworteten. Lassen Sie mich Ihnen jetzt kurz sagen, was mich zu jenem Briefe veranlaßte. — Vor Jahresfrist kam ich von längerer Reise zurück, die ich zu meiner Ausbildung als Kaufmann gemacht und ging dann nach London, wo ich das Banquiergeschäft übernahm, das bisher von meinem Großvater verwaltet worden und unter der Firma meines Vaters geführt wird. Nachdem ich Monate lang nur diesem Geschäfte gelebt, fuhr ich eines Tages nach Hyde Park und begegnete dort in elegantem Wagen dem ehemaligen Lieutenant von Halden und einer schönen, etwas bleichen Frau, in der ich sofort Gräfin Blanche von Hochberg wieder erkannte, die ich zum ersten Male in Bronswiek flüchtig gesehen. — Wie oft ich während der nächsten Wochen auch nach Hyde Park fuhr, stets begegnete ich diesem Paare; den Herrn sah ich außerdem manchmal Morgens in meinem Geschäft, wo er stets bedeutende Sum-

men erhob. Ich sah ihn dort — er mich nicht! Ich erkundigte mich dann bei Jemand, später bei Verschiedenen nach seiner Frau. — Von der wußte Niemand; ich forschte weiter — Valentine von Halden war nicht in London, nie dort gewesen!"

„Wie, was sagen Sie?" rief Harald auf's Aeußerste betroffen, doch sich beruhigend setzte er hinzu: „Das ist ja nicht möglich, Herr Henoch. Sie wurden falsch berichtet, Frau von Halden schrieb aus London öfters an uns."

„Letzteres beweist Nichts; datirte sie doch auch die Wechsel aus London, die ihr Mann bei uns erhob, als sein Credit völlig erschöpft war."

„Noch einmal, Herr Henoch, es kann nicht wahr sein, daß sie nicht dort lebt."

„Darf ich fortfahren, Herr Graf?"

„Ich bitte um Entschuldigung, Sie unterbrochen zu haben; doch da es geschehen, darf ich Sie nicht erst bitten, gefälligst Platz zu nehmen?"

Benjamin Henoch nahm den gebotenen Sessel, und Harald setzte sich ihm gegenüber. Sein zuvor blasses Gesicht war dunkel geröthet, Spannung und Erwartung lagen in jedem Zuge, völlige Ruhe hingegen

drückte das Gesicht seines Gastes aus, und ernst fuhr dieser fort:

„Auf meine Nachfragen nach Gräfin Hochberg erfuhr ich, daß jene Dame den Lord Edward Edgehill geheirathet, in dem Wahne sich mit ihm verbunden, daß er der Universalerbe seiner Tante, der Lady Fathindale sei. Diese Lady Fathindale hatte aber einen Sohn, welcher vor langen Jahren nach Indien gegangen und seitdem verschollen gewesen war. Er tauchte aber nun plötzlich, wenige Monate nach dem Tode seiner Mutter auf, und die Gerichte erkannten ihn als rechtmäßigen Erben an, sprachen ihm das ganze von seinem Vater stammende Vermögen zu, welches sein Vetter erhalten. Lord Edward Edgehill wurde davon benachrichtigt und kam in Folge dieses Rechtspruches Ende 1842, wenige Wochen nach seiner Verbindung mit Gräfin Hochberg, nach London, erkannte aber, als er mit Lord Fathindale confrontirt wurde, sogleich in ihm seinen Vetter wieder, mit dem er in der Jugendzeit viel zusammen gewesen. Mitte Januar trat er das ganze Vermögen ohne weitere Umstände, wenn auch vielleicht sehr ungern ab, denn er war nicht mehr reich, als er seine Tante beerbte — im Gegentheil schon damals durch Spiel in äußer

derangirten Verhältnissen gewesen. Mit seinem Vetter vom Gericht kommend, treten Beide in ein Frühstückslokal, wo gerade ein vornehmer Russe eine pikante Anekdote zum Besten giebt, wie Lady Edgehill in Krämpfe verfallen werde, wenn sie erfahre, daß ihr Mann, den sie nur des Geldes wegen geheirathet, auf dem Punkt stehe, dies Vermögen zu verlieren. Lord Edgehill tritt vor den Spötter hin, ein Pistolenduell ist die Folge der Anekdote, und der Russe verwundet seinen Gegner schwer. Soll der Schuß auch nicht tödtlich gewesen sein, so doch die Gesundheit des Lords zu schwach, eine lange Krankheit auszuhalten. Schon wenige Tage später war er in Folge hinzugetretener großer Aufregung eine Leiche. Die pikanten Anekdoten über Lady Edgehill mehrten sich nach diesem traurigen Vorfall, nur daß fortan Niemand mehr ihre Ehre mit seinem Leben vertheidigte. Der Hauptbestandtheil dieser überall coursirenden Geschichten war: daß Lady Edgehill beim Tode ihres Mannes sich noch für eine „reiche Wittwe" gehalten, sofort an ihren armen Verehrer geschrieben, ihn nach London citirt habe, und Beide erst später durch Lord Fathindale von der unangenehmen Thatsache in Kenntniß gesetzt worden, daß

sie ganz arm sei. Lord Fathindale hat sich zwar so edel benommen, der Wittwe seines Cousins ein bedeutendes Jahresgehalt auszusetzen und die Schulden des Verstorbnen zu zahlen; doch für Lady Edgehill war eine Tausendpfundnote kein Capital — sie verbrauchte solche oft an einem Tage. Die Rechnungen für Garderobe, Schmuck; die Kosten ihres comfortablen Haushalts zahlte später ihr einst armer Verehrer. — Herr von Halden gilt in London vermöge seiner Verschwendung für bedeutend reicher, als er ist; er spielt furchtbar, und die Wechsel, welche allein auf unser Haus lauten, mögen Ihnen beweisen, daß, wenn ich als sein Gläubiger auftrete, Bronswiek einzig in meinen Händen ist. Ich werde das nicht thun, so lange er nicht an Verkauf denkt — thut er dies, so macht unser Haus seine ersten Ansprüche geltend — seinen übrigen Gläubigern bleibt seine elegante Stadtwohnung, seine kleine, aber charmante Cottage in Richmond, die Lady Edgehill bewohnt. Zu der Zeit, als seine Frau den dritten so bedeutenden Wechsel auf unser Haus ausgestellt, einen Wechsel von 15,000 Thalern, der wiederum aus „London" datirt, damals, Herr Graf, schrieb ich an Sie und bat um Ihre Hülfe."

„O, warum theilten Sie mir nicht Alles mit!“ rief Harald.

„Ich glaubte, es würde genügend sein, daß ich anführte, jene Dame bedürfe des Schutzes dringend.“

„Und was dachten — was thaten Sie nach meinem so schnöden Briefe?“

„Offne oder verschleierte Antwort?“ fragte Benjamin mit blitzendem Auge.

Nach kurzem Besinnen entgegnete Harald:

„Sein Sie ganz offen, bester Herr Henoch.“

Benjamin Henochs Augen nahmen einen Glanz, sein Gesicht einen Ausdruck an, dessen Harald dieses Antlitz nicht für fähig gehalten, und jenes hell aufblitzende Auge fest und ruhig auf Den richtend, der ihn so durchdringend anblickte, sagte er:

„Graf Tondern, ich dachte voll Schaam, daß Sie meine Liebe zu jenem engelgleichen Wesen erkannt und mich in meine Schranken zurückweisen wollten; — ich dachte voll Stolz, daß Sie diese Liebe verkannt, und den Grund meiner Handlungsweise aus ganz falschem Gesichtspunkte auffaßten.

„Sie, — Sie gestehen dies Gefühl ein — Sie — —“ Harald hielt überwältigt inne, ruhig fuhr der Jüngling fort:

„Ja, Graf Tondern, ich gestehe es ein, frei und offen, wie ich es ihr gestern selbst bekannt, ihr gesagt habe, daß Liebe, glühende Liebe die Triebfeder meiner Handlungen; doch — daß diese Liebe völlig frei von jedem, selbst dem kleinsten Egoismus, — daß ich einzig nur ihr Glück will! — Sie glaubte mir — Graf Tondern; zweifeln auch Sie nicht an der Ehrenhaftigkeit meiner Gesinnungen — ich bitte darum."

„Wie — hör ich recht, daß Sie sie gesprochen? Wo — wo war das?"

„Ihr Ehrenwort, daß Sie Niemand sagen, wo sie ist."

„Mein heiliges Wort darauf, Herr Henoch, wie auch die feste Versicherung, daß ich Sie nicht mehr verkenne, Sie wegen Ihrer Offenheit bewundre und Ihnen unbedingt traue. Doch jetzt, wo redeten Sie mit ihr?"

„In Thissow auf der Insel Mönchgut — dort, wo sie seit dem Abend ihres Hochzeitstages lebt!"

Während Harald den Sprechenden anstarrte, als rede er in unverständlicher Sprache, fuhr Benjamin fort:

„Trotz Ihrer Mahnung: mich nicht in Sachen

zu mischen, die mich Nichts angehen, suchte ich von jenem Tage, dem dreizehnten December vergangenen Jahres ab, den Aufenthaltsort Frau von Haldens zu erforschen. Mein Großvater, der ebenso wie ich, um das Geschick der jungen Frau, die wir seit früher Kindheit kennen, besorgt, war mir nach Stralsund gefolgt, wohin ich, als Alles fehl schlug, meine Schritte gelenkt. Er fand Valentine vor ungefähr vier Wochen, sagte mir aber nicht, wo sie sei, da er ihr auf dringende Bitte gelobt, Niemand ihren Aufenthaltsort zu verrathen, wo sie sich ganz zufrieden und glücklich fühle. — Nun wußte ich aber, daß sie auf Rügen war, und von Insel zu Insel, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf bin ich, als reisender Handelsmann verkleidet, gezogen. — — Vorgestern langte ich nach vergeblichem Forschen wieder in Stralsund an — dort war ein Brief an mich, in dem mein Vater mir anzeigte, daß Lieutenant von Halden völlig ruinirt sei, Bronswiek verkaufen wolle und müsse und wahrscheinlich seine Frau bestimmen werde, darauf einzugehen: ihm ihr letztes Capital zu verschreiben. Dieser Brief war seit acht Tagen in Stralsund. — Ich eilte nun zu einem Schiffer, der, wie ich vermuthete, Frau von Haldens

Aufenthaltsort kannte, — ich sagte ihm Alles, und er brachte mich gestern gleich zu ihr. — Ich beschwor sie: jene Einwilligung nicht zu geben, nicht ihr letztes Vermögen zu opfern. Sie sah mich an, als sei ich wahnsinnig, daß ich ihr zumuthete, ihrem Mann nicht zu helfen, wenn er in Noth sei und ach! ich fürchte das Schlimmste. Sie wird nicht allein Alles, Alles fortgeben — sie wird auch, wenn das nicht reicht, meinen Großvater bestimmen, ihrem Manne völlig zu helfen, und er, der ihr Nichts abschlagen kann, wird ihre Bitten erfüllen. Mit Freuden würden mein Vater und ich zwar ganz dasselbe thun; doch, Herr Graf — es ist vergeblich — der Verschwendung Herrn von Haldens würden Millionen nicht genügen — er sich stets von Neuem ruiniren. Ich flehe Sie daher an, eilen Sie zu ihr, entreißen Sie sie den Händen und dem Einflusse jenes bodenlos leichtsinnigen Spielers, jenes elenden Betrügers, der sie belogen vom Augenblick an, wo sie ihm angetraut worden ist."

„Ich — ich soll zu ihr?" sprach Harald völlig verwirrt.

„Ja, Sie, *Sie allein* können sie retten! Was *Sie* wollen, wird sie thun, Sie werden sie um

Nichts vergeblich bitten, denn sie liebt Sie noch immer!"

„Liebt mich — noch immer? — Wie können Sie das behaupten! das wissen?"

„Und Sie wissen's nicht? — O Graf Tondern, wenn Sie's vergessen — dann denken Sie doch zurück an die Testamentseröffnung, an — ihren Blick, als sie Ihr Glück gegründet zu haben glaubte und Ihre Freude sah."

Harald wurde todtenbleich, daß ihn Jemand daran mahnte, was er für das tiefste Geheimniß hielt. Er konnte nicht dem Auge Dessen begegnen, der, wie er ahnte, auch in die Tiefe seines Herzens geschaut, und aufspringend enteilte er dem Zimmer, bevor Henoch ein weiteres Wort hinzu fügen konnte.

Nach einer Stunde war er aber mit Benjamin auf dem Wege nach Mönchgut. In Thissow angelangt, fanden sie Stina Hilm in Thränen. Unter lautem Schluchzen gestand sie, daß Valentine mit Friedrich Anders vor Kurzem abgereist sei, nachdem er ihr einen Brief gebracht und sie das Schreiben gelesen."

Benjamin wollte, konnte ihren Worten nicht

unbedingt glauben — auch Harald zweifelte — hoffte! —

Man eilte in die kleine Stube, die Valentine bewohnt; dort stand nur ihre Harfe, dort waren nur noch die Bilder, welche sie in ihrer Einsamkeit gemalt. Alle diese Gemälde und Skizzen, waren unbedeckt, hingen frei und offen da — bis auf eines. Dieses Eine war nicht allein dicht verhangen, sondern auch fest versiegelt, und Stina Hilm sagte, daß sie habe versprechen müssen, dies Bild uneröffnet in's Meer zu werfen, wenn sie höre, daß Valentine todt sei.

Ob verhangen, ob versiegelt und verhüllt vor jedes Menschen Blick — Harald von Tondern ahnte, wen das Bild vorstellte — Benjamin Henoch — wußte es! — — —

Neuntes Kapitel.

Eleganter und bequemer, wie die Cottage war, welche Lady Edgehill in Richmond bewohnte, konnte man nicht leicht ein Landhaus finden. Auch Blanche schien das zu denken, als sie an einem Morgen der ersten Tage des Mai 1845 durch diese Enfilade reizender Zimmer schritt — mit dem Gedanken dort umherging, daß es das letzte Mal sei, wo sie all diese schönen Sachen sähe, das letzte Mal, wo ihr kleiner Fuß über diese kostbaren Teppiche gleite.

Im Gartensalon, wo die auserlesensten Gewächse, in Gruppen gestellt, prangten, die herrlichsten Blumen blühten und der Garten selbst durch die geöffneten Glasthüren dem Auge einen eben so reichen, wie schönen Blumenflor bot, da hielt die Fassung der reizenden Wittwe noch Stand. — Diese müh-

sam errungene Fassung verließ Blanche aber vollständig, als sie ihr Boudoir betrat, jenes Gemach, das der kokettsten — der anspruchvollsten Frau Nichts zu wünschen übrig ließ.

Mit einem lauten Schrei des Schmerzes fiel sie auf den schwellenden Divan, wo sie so unzählige Male heiter plaudernd, fröhlich lachend gesessen, und ihr Schrei rief nicht allein ihre treue Zofe, sondern auch Den herbei, der sie seit länger als zwei Jahren mit all diesem Glanz und Luxus überschüttet, welchen sie so liebte. Mit bleichem Antlitz war Roderich von Halden bereits dem Landhause entgegen geschritten, das er für Blanche gekauft; — es galt, sie, deren ganzes Herz an dem reizenden Besitzthum hing, heute von da fort und in eine einfache, sehr bescheidne Wohnung zu bringen. In den Gartensaal tretend, hörte er den lauten Schrei der Geliebten, stürzte in ihr Boudoir, umfaßte die Weinende und suchte sie zu trösten. Als Rosette die Gebieterin in Roderichs Armen sah, wußte, daß er Blanche nicht verlassen würde, und sie im Augenblick völlig überflüssig sei, sie jetzt auch nichts zum Troste der traurigen Frau sagen könnte, runzelte sie zwar ein wenig die Stirn, warf schmollend die Lippen

auf, ließ aber geräuschlos, wie sie die seidene Portière erhoben, den Vorhang wieder fallen.

„Blanche, Du brichst mir das Herz durch diese Trauer! Habe Erbarmen und mache mir das Schwere nicht noch viel schwerer," rief Roderich.

„O, laß uns nur noch einen Tag, diesen einen Tag hier bleiben — ich kann mich noch nicht trennen, kann's noch nicht fassen, daß ich fort soll — o, Roderich, nur heut nicht fort, heute — dem Jahrestage, an dem Du mich vor zwei Jahren hier einführtest."

„Und wenn Valentine heute kommt, wenn sie hierher kommt und Dich findet."

„Immer und immer jetzt diese Valentine!" rief Blanche heftig. „Was ist sie denn Dir, daß Du plötzlich so viel Rücksichten auf sie nimmst?"

„Was sie mir bisher gewesen, Blanche, weißt Du am besten — das Mittel, Dich glücklich zu machen durch Erfüllung aller Deiner Wünsche."

„Gewesen?" fuhr Blanche noch heftiger auf und sah Roderich mit blitzenden Augen an, „gewesen?" fuhr sie höhnisch fort, und fragte fast schneidend: „Und was, was soll sie Dir, jene Valentine, jetzt sein?"

„Ebenfalls nur das Mittel, Dich, uns glücklich zu machen!“ entgegnete Roderich mit Ruhe, setzte aber lebhafter hinzu: „o Blanche, Blanche vertraue mir doch fester, mir, der ich Dich nie getäuscht, und sei überzeugt, daß der Plan, den ich gefaßt, zu unserem Glücke ausschlagen wird.“

„So sage mir endlich Näheres von diesem Plane, von dem Du so viel hoffst!“ rief sie ungeduldig.

„Ich bat Dich, zu warten, Blanche, bis sie gekommen und ich mit ihr geredet —“

„O, daß Du sie kommen ließest — daß Du sie sprechen willst!“ —

„Blanche mir das, der ich Dir doch durch Thaten bewiesen, daß Valentine mir Nichts ist.“

„Sie ist Deine Frau — das ist genug.“

„Eine Frau, die ich kaum kenne.“

„Jetzt wirst Du sie kennen lernen, jetzt kommt sie ja bald — fliegt auf Deinen Wunsch herbei. — O Gott!“ —

„Blanche, ich sage Dir, sie mußte kommen; ihre Gegenwart hier ist nöthig. Warte doch ab —“

„Ich will nicht warten, will nicht! Rede also,

rede! — O, lieber Roderich, ich flehe Dich an: sprich, reiße mich aus dieser Todesqual — befreie mich von dieser Marter der Gedanken, dieser Eifersucht auf Deine Frau."

Ueber Roderichs Gesicht hatte sich bei den ersten Worten, bei diesem Ton von Heftigkeit und Leidenschaft, ein dunkler Schatten gelegt; er erzitterte bei diesem Tone, den er erst seit Kurzem von der Geliebten vernommen, erst seit der Zeit kannte, wo ihm die Mittel fehlten, all' ihre Wünsche, all' ihre Launen und Einfälle im Augenblick befriedigen zu können. Ihre Bitte, ihr letztes Geständniß versöhnte ihn aber nicht allein; sondern diese Eifersucht beglückte ihn sogar, und als Blanche ihn dazu mit jenem Lächeln anblickte, das er nicht sehen konnte, ohne Alles zu thun, was sie wollte, da umschlang er sie zärtlich, küßte leidenschaftlich ihren rosig lächelnden Mund und sprach endlich:

„Valentine hat noch ungefähr 50,000 Thaler, und würde sie mir auch Alles geben, diese ganze Summe mir eben so bereitwillig verschreiben, wie die frühern, die ich von ihr verlangte, so acceptirt doch das Haus Henoch, auf das wir angewiesen sind, jetzt seit Monaten schon nicht mehr ihre Wechsel. Sie

mußte daher selbst kommen, um mit diesem Filz von Banquier zu unterhandeln, der mißtrauisch gegen mich geworden. Ist Valentine nun aber da, kann ich sie mündlich besser instruiren und werde sie gleich zum Verkauf von Bronswiek bestimmen, wie auch sie bitten, mir noch von dem Reste ihres Vermögens 30,000 Thaler zur freien Verfügung zu stellen, denn Etwas soll und muß sie behalten, wenn sie auch eigentlich zu Nichts berechtigt ist. Hat sie mir diese Summe verschrieben, zu dem Verkaufe von Bronswiek ihre Zustimmung gegeben, und sind dadurch meine Schulden gedeckt, so mache ich jene 30,000 Thaler flüssig, reise mit Dir nach Amerika, wir kaufen dort eine kleine Besitzung, ich lasse das Spiel, Du, geliebte Blanche, schränkst Dich Etwas ein und wir beginnen dort ein neues — ein besseres Leben."

„Nach Amerika!" wiederholte Blanche mit Entsetzen, „ich nach Amerika?" fügte sie tonlos hinzu.

„Ja, theuerste Blanche; und ist's Dir ein Opfer, so werd' ich Dir Deine Liebe hinreichend vergelten, ich werde ein neuer — ein anderer Mensch werden. Meine erste That aber soll sein, die Absicht endlich auszuführen, mit der ich bereits vor länger als zwei Jahren zu Dir kam, nämlich, mich

von Valentinen gerichtlich scheiden zu lassen und mit Dir zu verbinden. Sind wir nun erst verheirathet, sind geborgen im Lande der Freiheit, das zugleich das Land der Arbeit ist, so wirken wir dort mit vereinten Kräften dahin, uns unsere Existenz geordnet zu erhalten. Glaube mir, geliebte Blanche, wir werden dann erst wahrhaft glücklich sein, wenn wir das schöne Bewußtsein haben, daß unsere Liebe kein Unrecht mehr ist; wir werden in dieser Liebe, die das Glück unseres Lebens ist, auch zufriedener in einfachen, bescheidenen Verhältnissen sein, als jetzt in allem Glanz und Luxus."

Roderich von Halden, der sich in der That ermannt hatte, in vollem Ernst beschlossen, was er sagte, — auszuführen hoffte, was er dachte, und sich endlich, endlich herausgerissen aus dem Schlamm des Lasters und Verderbens; er, der fest auf die Liebe der Frau baute, die der Abgott seines Lebens, — wurde nicht in dem Augenblicke aus dem Himmel seiner Träume gerissen, wo er die Geliebte einen Blick in ihre beiderseitige Zukunft werfen ließ, denn bevor noch Blanche ihr Entsetzen vor der Ausführung seiner Pläne ausdrücken konnte, unterbrach ein Diener ihre Unterredung. Er benachrichtigte

Roderich von der Ankunft einiger Herren, die ihn in dringender Geschäftsangelegenheit zu sprechen wünschten.

Roderich hatte kaum das Boudoir verlassen, als die Portière rauschte, die das Zimmer der Zofe von dem der Herrin trennte. Rosette erschien hinter den zur Seite geschobenen Vorhängen. Sie warf mit scharfem Auge einen Blick auf die Gebieterin, las in den aufgeregten Zügen richtig und handelte demgemäß.

„Monsieur scheinen Anfälle von Tugend zu haben!" rief sie spöttisch und blieb dann mit lächelndem Antlitz vor der Wittwe stehen.

„Du hörtest?" —

„Alles, Mylady! Doch sehe ich Sie jetzt in Ihrem mit Brüsseler Kanten reich besetzten Peignoir, der Ihnen so gut steht, auf diesem seidnen Divan, wo Sie so graziös ruhen — blicke ich auf Ihre ganze Umgebung, die wie für Sie geschaffen ist, kurz, sehe ich das Alles an, was Sie von zartester Jugend auf mit geringem Unterschiede gewöhnt sind, — dann, Mylady, denk' ich doch, ich habe mich verhört, als man Ihnen von Reise nach Amerika und Aufenthalt in jenem Lande, von Arbeit, Einschränkung und beschei-

denen Verhältnissen sprach. Ich glaube wirklich, Monsieur haben Fieber."

„Fieber? — Rosette, man muß wahnsinnig sein, so Etwas mir zuzutrauen."

„Oder ein Deutscher, Mylady! Diese Nation bleibt au fond, was sie ist, wenn auch einmal Einer den Anlauf nimmt, homme du monde, ein Cavalier im vollen Sinne des Wortes zu sein, wie sie der Boden unseres gesegneten Landes zu Tausenden hervorbringt. Diese Deutschen lieben einmal die Moral, die sie mit der Muttermilch trinken und —"

„Ende, ende Deine Betrachtungen, Rosette; sag' mir lieber, was ich auf diesen Wahnsinn entgegnen soll, wie ich mich vor solchen Ideen schützen kann, ohne ihn tief zu kränken. Das möcht' ich nicht, Rosette."

„Ich kann Ihnen wenig rathen, Mylady, doch ein Anderer kennt einen Ausweg."

„Wer ist das?"

„Er bat mich, nicht seinen Namen zu nennen."

„So kennst Du ihn?"

„Er liebte Madame, wie sie geliebt zu werden

verdient, er wünscht nichts sehnlicher, als früheres Unrecht gut machen zu können."

„Ist er da?"

„Dort im Zimmer!"

„Rosette — Gott im Himmel — wenn Herr von Halden —"

„Still, er kommt schon, dieser tugendhafte Deutsche!"

Roderich trat ein — er war zerstört.

„Blanche!" sprach er rasch und athemlos, „ich habe einen nöthigen Gang vor, die Gerichte wollen meine Stadtwohnung pfänden, diese Cottage unter den Hammer bringen; ich muß das verhindern, muß fort. In wenigen Stunden hoffe ich aber zurückzukommen, und ich flehe Dich an: dann bereit zu sein, mir in jene kleine Wohnung zu folgen, die ich für Dich gemiethet habe."

„Geh, geh rasch, Roderich!" drängte Blanche, „rette, was zu retten ist."

Noch ein Kuß, noch ein flüchtiges Lebewohl — dann schieden die Liebenden. — — —

Als Roderich in seiner Equipage fortrollte, Blanche ihm den letzten Abschiedsgruß zugewinkt, und sich dann umwandte, stand Fürst Koslowkoff vor

ihr. Mit einem Schrei heftigen Schreckens wich sie zurück, er eilte ihr nach, stürzte zu ihren Füßen und rief:

„Verzeihung! Verzeihung, daß ich, der Flüchtling — die unschuldige Ursache des Todes Lord Edgehills, es wage, mich Ihnen zu nahen, in der schönen Hoffnung zu nahen: Ihnen helfen und eine Schuld sühnen zu können, die mich entsetzlich drückt, mir auch nimmermehr Ruhe läßt. In Paris ereilte mich die Kunde Ihrer Bedrängniß. Leben, Freiheit nicht achtend, kam ich hier her, erfuhr durch Rosette, daß ich nicht falsch berichtet worden, daß Ihre Lage in der That eine entsetzliche ist. Blanche — ich bin jetzt, was Lord Edgehill einst zu sein wähnte, Erbe, — Erbe einer Million! — Mein Onkel, der Fürst Koslowkoff, ist todt, hat mir sein ganzes Vermögen vermacht, — ich habe die Erbschaft bereits angetreten, und in dem Augenblick, wo Sie mein Weib werden wollen, und der Geistliche unsere Ehe einsegnen soll, lege ich die Verschreibung über die Hälfte meines Vermögens in Ihre Hand. Scheuen Sie sich nicht, diese Hand anzunehmen, die einst Ihren Gatten schwer verwundete; es wird die Hand sein, die

Ihren fernern Lebensweg ebnet und Sie schützend, sicher durch die Welt geleitet!"

Blanche — wie verderbt auch immer — bebte doch zurück, diese Hand zu erfassen, welche die erste Ursache zum Tode ihres Mannes gewesen. Fürst Koslowkoff wußte mit beredter Sprache alle ihre Bedenken zu besiegen; er sagte, wie ja auch sein Leben in jenem Duell auf dem Spiele gestanden, wie nach Ausspruch des Arztes der Schuß nicht tödtlich gewesen, nur des Lords zerstörte Körperkräfte keine lange Krankheit ausgehalten, und er somit nicht als sein Mörder zu betrachten sei.

Kaum sah der Fürst, daß Blanche schwankte, fuhr er eindringlich fort:

„Um auch Ihre Schuld zu sühnen, bin ich zu einem Opfer bereit, fordere Sie auf: zu demselben Zwecke ein Opfer zu bringen. Diese Cottage ist binnen einer Stunde mein, wenn ich will, und ich bin bereit, sie Herrn von Halden zu verschreiben, damit er mit der Einrichtung einen Theil jener Schuld deckt, die ihn jetzt wohl schon in das Gefängniß gebracht haben wird." —

„Roderich im Gefängniß!" rief Blanche erschüttert.

„Ja — im Gefängniß — aus Liebe zu Ihnen, der er keinen Wunsch abschlagen konnte.“

Richtiger hätte der Fürst sich ausgedrückt, wenn er gesagt: „durch meinen Haß ist er dahin gekommen,“ denn er haßte Roderich, der ihn stets in seinen Bemühungen um Gräfin Hochbergs Gunst im Wege gestanden in der That seit lange; er haßte ihn, weil sie ihn liebte und hatte jetzt Alles angewandt, ihn in sichern Gewahrsam zu bringen, um ungestört gegen ihn operiren zu können.

Als er bemerkte, daß Blanche mit Thränen kämpfte, sprach er warm:

„Sie können Herrn von Halden retten. Folgen Sie mir nach Paris, und an dem Tage, wo Sie meine Gattin werden, bezahle ich die Hauptschuld des Mannes, die ihn heute in das Gefängniß gebracht. Ich will vergessen, daß er Derjenige ist, der seit Jahren Ihren Ruf vernichtet hat, will nur daran denken, daß er Sie glücklich gemacht, deren Glück mir theurer ist, als mein Leben. Mit seinem Freibrief soll Herr von Halden dann Ihre Schenkungsurkunde dieses Besitzthums erhalten. Durch den Verkauf der Cottage kann er sich auch aus den andern kleinen Schulden reißen,

die ihn abermals in's Gefängniß bringen könnten. Gründen Sie, theuerste Frau, daher sein Glück und damit auch das meinige. Das Ihrige wird meine Lebensaufgabe sein, und nie, nie sollen Sie bereuen, Fürstin Koslowkoff geworden zu sein."

Blanche zuckte zusammen, als der Fürst ihr seine Hand reichte; sie warf einen Blick auf sein unschönes, fast widriges Antlitz, einen Blick in den Spiegel auf ihre anmuthige Gestalt und liebliches Gesicht.

Als sie sich diese reizende Gestalt aber plötzlich im einfachen Kleide dachte, sich vorstellte, jetzt auf lange, vielleicht auf ewig Abschied nehmen zu müssen von diesen weichen, herrlichen Brüsseler Kanten, von all ihrem köstlichen Putz, ihrem kostbaren Schmuck und dem ganzen Comfort ihrer Umgebung, da zuckte sie noch heftiger zusammen, da bebte ihr Herz krampfhafter, wie bei dem Gedanken, daß Roderich von Halden seiner Freiheit beraubt. — — In seinem ganzen Zauber trat Paris — ihre geliebte, ihre unvergleichliche Vaterstadt vor sie hin; — sie wußte, daß Fürst Koslowkoff in Faubourg St. Germain ein herrliches Palais gekauft. In diesem Palais konnte sie nun, wenn sie wollte, die Honneurs als Fürstin

machen — als Fürstin! — ein Titel, der schon der Traum ihrer Jugend gewesen.

Wie bereits einmal im entscheidenden Augenblick ihres Lebens an ihre eigne Armuth und den Reichthum ihres Bewerbers denkend, wog Blanche nicht ängstlich die Mittel ab, welche ihr zur Erreichung ihres Hauptstrebens in der Welt dienten: eine reiche, eine vornehme Frau zu sein. Noch einmal opferte sie Roderichs Liebe dem Götzen ihres Lebens, und als sie jetzt ihr Schicksal entschied, dem Fürsten ihre Hand reichte, da ahnte sie nicht, welches Schicksal sie sich mit Annahme dieser Hand bereitete, — sie dachte nur: wie glänzend sie als Fürstin Koslowkoff leben — ahnte nicht, wie elend sie als Fürstin Koslowkoff sterben könne. —

Zehntes Kapitel.

Wenige Stunden, nachdem Blanche das Haus verlassen, in dem sie zwei Jahre zugebracht, wurde dort durch die Gerichte Alles versiegelt, Läden und Thüren geschlossen, und einen durchaus veränderten Anblick bot die Cottage am Abend gegen das Bild lächelnden Friedens und heiterer Wohnlichkeit, das sie noch am Morgen gezeigt.

Bei der einbrechenden Nacht hielt ein Fiaker vor der hohen, gußeisernen Pforte des Gartens, die zwei alte Ulmen so tief beschatteten, daß der Mond dorthin nicht dringen konnte, der mit seinem hellen Licht das einsame Haus umleuchtete, mit seinem geisterhaften Schein den verödeten Garten umwob, in dem sonst um diese Stunden des Tages das regste Leben, das bunteste Treiben geherrscht.

Eine schlanke Frauengestalt sprang leichten Fu-

ßes aus dem Wagen, ehe noch der Mann, welcher neben dem Kutscher gesessen, Zeit gehabt, vom Bocke zu steigen und ihr hülfreiche Hand zu leisten.

Wie schnell auch die Dame den Fiaker verlassen, so langsam ging sie jetzt die wenigen Schritte zur Pforte. Ehe sie dieselbe noch erreicht, trat eine andere Gestalt, die bis dahin im Schatten der hohen Bäume verborgen gestanden, an ihre Seite, und eine wohlbekannte Stimme, aber eine Stimme, deren Ton leicht bebte, sagte ernst:

„Sie können hier nicht eintreten, gnädigste Frau, die Thüren sind verschlossen!"

Ohne Laut, ohne sichtbare Ueberraschung wich die Frau von dem Sprechenden zurück; ihr Staunen, ihn, den sie hier vor sich sah, überhaupt an dem Orte zu finden, war aber so groß, daß sie dennoch nicht eine einzige Frage von allen denen über ihre Lippen brachte, die in wilder Fluth sich durch ihr Hirn jagten und ihr Herz zu ersticken drohten.

„Wer sind Sie und was wollen Sie von dieser Dame?" fragte plötzlich in barschem Ton der Mann, welcher neben dem Kutscher gesessen, und während er ihn bezahlt, nicht gesehen, was hinter seinem Rücken vorgegangen war.

Diese Worte gaben der Dame die volle Besinnung und Sprache zurück; sanft entgegnete sie: „Friedrich Anders, dieser Herr ist der Graf von Tondern, der Schwager meines Mannes!“ und sich nach der Erklärung zu Harald wendend, setzte sie nicht ohne Befangenheit hinzu: „Sind Sie vielleicht in Roderichs Auftrage hier?“

„Darf ich bitten, gnädige Frau, alle Erörterungen bis zu dem Augenblicke zu verschieben, wo wir allein und ungestört in dem Hôtel angelangt sind, in welchem Zimmer zu Ihrem Empfange bereit stehen. Dort jener Wagen wird uns dahin bringen.“

„Ist Roderich in jenem Hôtel, und warum erwartet er mich nicht hier, wie er versprochen?“

„Roderich ist verhindert; doch ich bitte noch einmal, lassen Sie uns erst diesen Ort verlassen, ehe wir Weiteres reden.“

Valentine warf nur einen einzigen, flüchtigen Blick auf die Cottage, machte nur einen kurzen Versuch, das Thor zu öffnen, als sie aber alle Fenster dunkel, die Pforte verschlossen fand, gab sie Harald ihre Hand und sagte im Tone des Vertrauens:

„So geleiten Sie mich, Graf Tondern!"

Harald ergriff diese Hand, drückte, hielt sie einen Augenblick fest in der seinigen, reichte der jungen Frau dann den Arm und sprach zu dem seitwärts stehenden Friedrich Anders:

„Ich bitte Sie, Herr Anders, uns zu folgen."

Der Schiffer that's; doch als er seinen Platz neben dem Kutscher einnehmen wollte, drang Harald in ihn, in den Wagen zu steigen und wußte auch seinen Willen durchzusetzen.

Stumm und schweigend saßen die Drei in dem kleinen Raume nebeneinander. Der Kutscher fuhr rasch vorwärts und hielt erst in einer der schönsten Straßen Londons vor einem großen, eleganten Hause an. Valentine und der Schiffer glaubten, man sei am Ziele; doch anstatt daß der Schlag des Wagens geöffnet wurde, trat nur ein Herr an denselben, in dem Beide sofort Benjamin Henoch erkannten.

Valentinens Beklemmung stieg bei dem Anblick, die Angst des Schiffers jedoch minderte sich durch Benjamin Henochs Erscheinen. Dieser war jetzt kein Fremder mehr für ihn und in ihm sah er auch fortan keinen Feind Valentinens. Benjamin Henoch be=

grüßte Valentine und den Schiffer nur flüchtig, sprach dann einige Worte mit Harald, der Wagen rollte weiter, ein andrer folgte diesem aber während der nächsten Minuten, die man bis zum Ende einer andern Straße fuhr, wo das Hôtel lag, in dem für Valentine Zimmer bestellt worden.

Mit der Gewißheit, daß sich etwas Wichtiges ereignet, welches jene beiden Herren so rasch nach London geführt, betrat Valentine die für sie bestimmten Räume. Kaum daß sie dort angelangt, die Thüre sich hinter ihr, Harald und Benjamin geschlossen, die ihr gefolgt waren, rief sie aus:

„Was ist geschehen, warum sind Sie hier?“

Beide schwiegen unwillkürlich, als der Moment der Aufklärung, den sie doch so sicher voraus gesehen, an sie heran trat, der Augenblick da war, der Entscheidung bringen mußte. Harald, der nicht wie Benjamin in blindem, wenn auch nicht ungerechtem Hasse dem Manne so tief grollte, der das vor ihnen stehende junge Weib tief beleidigt, furchtbar gekränkt und unehrenhaft an ihr gehandelt — Harald, dem Roderich der Freund der Jugend, der Gefährte langer Jahre war, er liebte ihn noch, trotz allem Bösen, das er Derjenigen zugefügt, der er so gern

alles Gute gewünscht hätte. Aus diesem Grunde schwieg er denn zagend und bangend vor der herannahenden Erklärung, bebte zurück vor der Entscheidung, die die nächste Stunde schon gebracht haben mußte. — — —

Benjamin bemerkte nicht ohne Staunen dies Zögern Haralds, dem er auf dessen dringende Bitte überlassen, das Wort zu führen, — auf dessen Wunsch er eingegangen war, Valentine so schonend wie möglich von der Sachlage der Verhältnisse in Kenntniß zu setzen, wenn er sich auch ausbedungen, diese Verhältnisse zum eignen Besten und fernern Wohl der jungen Frau der Wahrheit gemäß dargestellt zu sehen.

Valentine sah während jener Secunden peinlichen Schweigens mit steigender Unruhe von Einem zum Andern und wiederholte endlich dringender:

„Was ist geschehen, warum sind Sie hier?"

„Zu der Frage wären wir ebenfalls berechtigt, gnädigste Frau!" entgegnete Harald jetzt rasch, „und sagten Sie uns, warum Sie Rügen so plötzlich verlassen, würde es uns gewiß leichter werden, Ihnen offen den Grund unseres Hierseins zu nennen."

„Sie wissen, daß ich in Rügen war?“ fragte sie bebend.

„Seit dem Tage Ihrer Abreise von Thissow,“ entgegnete er ernst, „und erlauben Sie mir hinzu zu fügen, daß, wenn ich's früher gewußt, Sie dort nicht so lange einsam gelebt hätten.“

„Ein einfaches Leben ist für mich kein unglückliches Leben, Graf Tondern, ich war gern dort, blieb da, obgleich Roderich mich mehreremale veranlassen wollte, jenen Landaufenthalt mit einem Leben in der Stadt zu vertauschen.“

„Er bat Sie, nach London zu kommen?“

„Das konnte er nicht, da er dort ja nicht zu bleiben beabsichtigte.“

„Aber jetzt veranlaßte er Sie zu dieser Reise, gnädige Frau.“

„Sagte er es Ihnen?“

„Ich sprach ihn zu flüchtig; wir, Herr Henoch und ich, kamen erst gestern Abend spät hier an.“

„Ich bin erstaunt, Roderich nicht hier zu treffen; er ist doch durch keine Unannehmlichkeit verhindert, ist doch wohl?“

„Er war's vor einer Stunde körperlich vollkommen.“

„Ihm fehlt sonst nichts?"

„Geld, gnädigste Frau, und zwar so viel, daß es jetzt schwer, ja unmöglich sein wird, seinen Wünschen zu genügen."

„Benjamin!" rief Valentine, „Benjamin, Sie wissen das auch und helfen ihm nicht — helfen nicht, trotzdem ich Ihnen sagte, daß ich das Letzte hingeben würde, gern, freudig — trotzdem ich Sie bat, gleich nach London zu schreiben und ihm mein ganzes übriges Vermögen zur Ordnung seiner Verhältnisse übergeben zu lassen?"

Benjamin Henoch zuckte bei diesem Ausruf seines Namens, bei dem Tone des Vorwurfs zusammen. Hatte er doch gelobt, ihr immer helfen, ihr stets als feste Stütze zur Seite stehen zu wollen. — Und nun mußte sie ihn mahnen an sein Versprechen — ihm sagen, daß er nicht Wort gehalten! Ein dunkles Roth überströmte sein Gesicht; dann aber ermannte er sich und bedenkend, welche Summen bereits unnütz verschleudert, wie Valentinens letztes Geld nicht die letzte Schuld ihres Mannes decken würde, sondern Roderich immer von Neuem spielen, immer von Neuem verschwenden würde, erwiederte er ruhig:

„Der Rest Ihres Vermögens würde gleich dem Tropfen im Meere sein, gnädigste Frau, und verkauften Sie auch heute Bronswiek, wiesen Ihrem Herrn Gemahl Ihr letztes Geld — jene 50,000 Thaler an, die Sie noch besitzen, so würde ihm heut geholfen sein; doch nur eben heute, — und morgen bereits wäre die alte Noth da. Ihr Herr Gemahl ist Spieler," fuhr Benjamin mit erhobener, eindringlicher Stimme fort, „einem Spieler aber ist nicht zu helfen, gnädigste Frau, seine Ansprüche zu befriedigen, übersteigt jedwede Möglichkeit und er bringt sich ins Elend, wenn auch tausend Hände bereit wären, ihn zu halten, ihn zu retten."

„Nein, Herr Henoch!" erwiederte Valentine rasch und eifrig, „Sie thun ihm Unrecht, er hat nicht Alles verspielt, er gebrauchte große Summen, um Lady Edgehill zu helfen, die einen Prozeß um ihr Vermögen führt."

„Das schrieb er Ihnen, doch es ist nicht wahr, — ist Lüge!" rief er heftig und setzte, von Leidenschaft hingerissen, hinzu: „Lüge, himmelschreiende Lüge ist jedes seiner Worte, das er Ihnen über dieses Weib gesagt, wegen dessen er Sie verlassen."

„Benjamin!“ schrie Valentine flehend, „Erbarmen!“

„Hindern Sie mich nicht, Ihnen die Wahrheit zu enthüllen!“ sprach er rascher, ohne auf ihren Ruf zu achten. „Er hat Sie hintergangen und betrogen! Lady Edgehill ist seine Geliebte, seine unersättliche Geliebte, die in einem Tage Tausende für ihren Putz verschleuderte, wie er Tausende im Spiel vergeudete. Beider wahnsinnige Verschwendung hat sie ruinirt — Sie mit ruinirt.“

„Kein Wort mehr, Herr Henoch!“ sprach Valentine befehlend. „Schon einmal verbot ich Ihnen entschieden, mir, der Gattin Roderichs von Halden, dergleichen zu sagen, und bin ich ferner in Ihrer Gegenwart nicht vor solchen Ausfällen geschützt, so dürfen wir uns nie mehr sehen.“

„Ich hoffe, wir sprechen heute das letzte Mal von dem Elenden,“ entgegnete Benjamin mit nur mühsam verhaltener Wuth; „doch da ich auch dies eine Mal nicht von dem Menschen und seinen zerrütteten Verhältnissen mit Ruhe sprechen kann, so reden Sie mit dem Herrn Grafen Tondern, dem Freunde Ihres Herrn Gemahls, darüber. Vielleicht gelingt es ihm, sich besser zu beherrschen, ohne Lei-

denschaft die Sache zu besprechen und kein Wort der Anschuldigung zu sagen, wo laut und mächtig Alles gegen den Mann spricht, den Sie zu vertheidigen wagen."

Benjamin Henoch verließ bei diesen Worten rasch das Zimmer und trat in das Cabinet nebenan. Kaum aber daß er Valentine mit Harald allein gelassen, so ging sie ihm auch schon nach und rief in entschiedenem Tone:

„Herr Henoch, ich bitte, wieder einzutreten, bitte Sie, anzuhören, daß ich dem Grafen Tondern, dem Freunde meines Mannes, nichts Anderes sondern ganz dasselbe sage, was ich bereits gegen Sie ausgesprochen. Und so frage ich Sie denn, Graf Tondern, ob Sie, ohne Roderich anzuklagen und zu beschuldigen, mit mir von ihm und seiner Angelegenheit reden können? Geht das nicht, so verzeihen Sie, daß ich auch Sie ersuche, zu schweigen und es Roderich zu überlassen, mich von Dem in Kenntniß zu setzen, was ich wissen muß."

Voll Bewunderung heftete sich Haralds Blick auf die junge Frau, die dem natürlichen Gefühle folgend, den einzig richtigen Weg einschlug, sich ihr trostloses Geschick am wenigsten schmerzlich fühlbar

zu machen, indem Sie, nur mit Dem darüber reden wollte, an den ihr Schicksal gefesselt und mit dem sie es zu tragen hatte. Als er aber anfing, ein Wort des Lobes und der Anerkennung über ihr Benehmen zu sagen, unterbrach sie ihn rasch und sprach ernst:

„Graf Tondern, zum ersten Male in meinem Leben spreche ich zu Jemand über die Vergangenheit dieses Lebens. Sie war bis zu dem Augenblicke, wo ich als zehnjähriges Kind nach Bronswiek kam, die traurigste, die ein Kind haben kann. Meine Eltern führten eine unglückliche Ehe, und daß unter solchem Verhältniß Kinder am härtesten leiden, ist eine zu bekannte Wahrheit, als daß ich nöthig hätte, sie Ihnen zu versichern. Dieses Unglück aus meiner frühern Kindheit Tagen hat mich aber bereits als sechsjähriges Mädchen erfahrner und gereifter gemacht, wie vielleicht manches Mädchen von sechszehn Jahren ist, das vom Schicksal glücklicher gestellt worden. Alle Irrthümer aus der Vergangenheit meiner Eltern, die klar und deutlich, als ob sie gestern begangen worden, vor meinen Augen stehn, dienen mir als Lehre, als traurige, jedoch heilsame Lehre. Als ich Roderich heirathete, hatte ich be-

schlossen: keine unglückliche Ehe zu führen — was ich thun kann, diesen Entschluß durchzusetzen, wird geschehen, was und wie es auch kommen mag. Daß er Spieler ist, wußte ich, — daß er Verschwender, ahnte ich, und klarer, wie Sie Beide vielleicht denken, lag mein Schicksal am Tage meiner Hochzeit vor mir. Einmal entschieden, kann dies Geschick nicht mehr geändert werden — durch Nichts, als eben durch ihn, an den es gebunden, mit dem es für Zeit und Ewigkeit fest vereint ist."

Harald hatte Valentine in tiefer Bewegung angehört und seine Bewunderung ihres Charakters sich nur gesteigert, während sie gesprochen; dennoch hielt er es für seine heilige Pflicht, sie auf Roderichs Leichtsein aufmerksam zu machen und zu bitten: nicht ihr letztes Geld fortzugeben. Als er geendet, entgegnete sie ruhig:

„Und was hülfe es mir, ihm seine Bitte wegen des Geldes, wegen des Verkaufes von Bronswiek, zu verweigern? Roderich ist, wie Sie Beide sagen, Spieler, Verschwender, steht unter dem Einflusse einer habgierigen Natur. So lange wir also noch Etwas besitzen, wird er keine Ruhe haben — sind

wir aber arm, gewinnen wir vielleicht den Vortheil, vor Lady Edgehill geschützt zu sein."

Sie hielt einen Augenblick inne, fuhr dann aufgeregter fort: „O glauben Sie mir doch, seit ich Abraham Hain gesprochen, sehne ich den Moment herbei, wo Roderich Nichts mehr hat. Vielleicht kommt er dann zur Besinnung, zur Einsicht seiner Handlungsweise und ermannt sich. Wie gern werde ich ihm helfen, wie mich bemühen, ihm das Loos zu erleichtern, das er sich bereitet, vielleicht —"

„Sie wollen Noth, Entbehrung mit ihm tragen?" rief Harald, Valentine unterbrechend, und voll Ueberraschung: „Sie wollen sich mit ihm vereinen jetzt, wo —"

„Sobald er es wünscht!" fiel Valentine ihm ins Wort. „Ach Graf Tondern, — Herr Henoch, ich flehe Sie Beide an, wollen Sie sich durchaus in unsere Ehe mischen, so suchen Sie mir zu helfen, Roderich auf bessere Wege zu bringen. Hat er gegen mich gefehlt — nun, so hab ich es ja getragen, und war die Last schwer, so mag man mich bedauern, nur nie von ihm losreißen wollen. Auch bitte ich Sie, erschweren Sie mir mein Leben nicht dadurch, daß Sie ihn so hart anklagen und völlig

verurtheilen und keiner guten That fähig halten. Wie tadelnswerth Roderich Ihren Ansichten nach nun auch gehandelt haben mag — verdammen Sie ihn nicht ganz, bedenken Sie doch Beide immer, daß ein Mensch schwächer, wie der andere, ein Mensch stärkere Leidenschaften, wie der andere hat, und ist's uns auch von Gott geboten, die Vernunft bei unseren Handlungen vorwalten zu lassen, Herr unserer Leidenschaften zu werden, so ist's doch nicht immer leicht, das zu vollbringen, nichts Gewöhnliches, Sieger über sich selbst zu sein. Wer's erreicht hat und sich bekämpft, der erhebe sich nicht über den Schwachen, wer Herr seiner Leidenschaften geworden, der triumphire nicht; sondern inbrünstig danke er Gott, daß er ihm geholfen, nun und nimmer aber verdamme er Den, der noch mit sich zu ringen und zu kämpfen hat, immer bedenke er: „Richtet nicht, so werdet auch Ihr nicht gerichtet."

Bewundernd schaute nun auch Benjamin Henoch zu dem jungen Weibe hin, das jetzt noch eben so muthig über die Dornenbahn ihres Lebens schritt, wie sie als Kind darüber gegangen. Ihre Milde machte auch ihn mild und als sie geendet, sprach er ruhig: „Gebieten Sie denn über meine

Kasse, Frau von Halden, und seien Sie überzeugt, daß, wenn Sie Ihr Schicksal zu Ihrer Zufriedenheit entschieden haben — ich mehr wie befriedigt bin."

„Dank, Dank, Benjamin!" rief Valentine mit leuchtenden Augen, und dem Jüngling die Hand reichend, setzte sie warm hinzu: „O, ich wußte es, ich wußte es, daß wenn es gelte, zu helfen, der Enkel Abraham Hains nie Nein sagen würde."

Und was Benjamin Henoch versprochen im Augenblick der Aufregung, er hielt's in den Stunden ruhiger Überlegung. Schon am nächsten Morgen setzte er sich mit Roderichs Gläubigern in Verbindung, zahlte alle Schulden, und er war's, der den von ihm so hart getadelten Mann zu der so duldsamen, nachsichtigen Frau führte, es mit ansah, daß Roderich Valentine in seine Arme schloß, unter Thränen sie seinen rettenden Engel nannte und sogar ruhig mit ansah, daß auch Valentine ihn umarmte und mit dem Lächeln des reinsten Glücks zu ihm aufsah.

Der glücklichste Augenblick für Benjamin Henoch brach aber an, als Roderich von Halden in seiner Gegenwart den Abgesandten der Fürstin Koslowkoff abfertigte — mit Worten von sich wies,

welche ihm zeigten, daß er endlich den wahren Charakter der Frau durchschaut, die ihn so lange getäuscht.

Und Harald von Tondern — wie nahm er die Vereinigung Roderichs und Valentinens auf? — Ruhig! ruhig wie er das Glück der Verwirklichung seines schönsten Jugendtraumes ertragen und sich bemüht hatte, seine Vereinigung mit Mathilden als kein Unglück zu betrachten, — eben so ruhig nahm er äußerlich jetzt Das auf, was, wie er deutlich wußte, sein größtes Unglück war, und ernst war sein Streben, diese Vereinigung Roderichs und Valentinens als ein Glück anzusehen.

Als er aber wenige Wochen später mit Benjamin Henoch am Ufer stand und der Einschiffung des Freundes und seiner Gattin zusah, die Beide mit einer von Benjamin Henoch großmüthig vorgestreckten Summe Geldes, welche zum Ankauf einer Farm bestimmt, nach Amerika — in ihre neue Heimath auswanderten, da umdüsterte sich sein helles Auge immer mehr. Stumm, wortlos, aber doch so unendlich beredt in diesem tiefen Schweigen, drückte er fest die Hand Benjamins, als dieser ihm in dem Augenblick die seinige reichte, wo das Schiff

die Anker lichtete, und mit ernstem Antlitz die ihn tief und mächtig erschütternden Worte sprach: „Unser Prophet sagte kein wahreres Wort, als das: Meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken, meine Wege nicht Eure Wege.“

Elftes Kapitel.

Im Beginn des Herbstes 1847 finden wir Valentine in der Gemälde-Galerie zu Berlin wieder. Sie steht vor einer Staffelei und copirt das Bild eines alten italienischen Meisters, giebt Gedanken, Form und Farbe so treu, so schön wieder, daß alle Vorübergehenden staunend auf das Bild, überrascht auf die junge talentvolle Künstlerin blicken, die in so seltner Vollendung von Neuem darstellt, was einst ein genialer Geist in höchster Vollendung erschaffen. Ein leichtes Roth hat ihre Wangen überhaucht, die sonst noch jenes matte Weiß zeigen, das ihrem Antlitz stets eigenthümlich gewesen und so scharf gegen das tiefe Dunkel ihres Haares abstach. Dies Haar besitzt wieder seine ganze frühere reiche Fülle, in dichten Wellen fallen die langen glänzenden Locken herab und umrahmen voll und schön ihr feines, reizendes,

unendlich anziehendes Gesicht. Wir finden noch vollkommen bei der jetzt einundzwanzigjährigen Frau das Antlitz wieder, das wir einst an Valentine von St. Allande gekannt. Wie ernst auch die Schicksale ihres Lebens, wie dornenvoll immerhin ihr Pfad durch die Welt gewesen, wie traurig auch stets die Gegenwart, wie düster der Blick in die Zukunft, Kummer, Leid und Weh konnten nicht ihr furchtbares Siegel fest in diese reinen Züge prägen, dem Auge nicht jenen wunderbaren Ausdruck, jenen seltenen Glanz nehmen, denn sie ging über Disteln und Dornen, durch Leid und Kummer, durch Weh und Schmerz mit dem Glauben an Gott, der Liebe zu den Menschen und der Hoffnung auf Beide. So trugen denn ihre Züge noch immer jenen lichten, reinen Ausdruck kindlichen Vertrauens, keine Linie ihres Gesichts hatte seine liebliche Grazie, kein Zug seine anziehende Beweglichkeit verloren. Die schön geschwungenen Augenbraunen besaßen noch jene ruhige Klarheit ihres Umrisses, die langen Wimpern umschleierten nie den Blick, entschleierten nur jenes große, hell und frei um sich schauende Auge mit seinem wunderbar leuchtenden Strahlenschein, der warm und sonnig in jedes Herz fiel. Auf den Lip-

pen schwebte noch jenes Engelslächeln, mit dem Valentine einst zu ihrer verzweifelten Mutter gesagt: „Vertraue doch dem lieben Gott, es kann ja noch anders, noch besser werden!"

„Es kann ja noch anders, kann besser werden!" das hatte Valentine in Amerika zwei Jahre ihrem Gatten als Trost zugerufen, wenn seine Mühen ohne Erfolg, seine Arbeiten vergeblich gewesen, und als er endlich müde des Ringens, müde des Kampfes in der neuen Welt, in neuer Beschäftigung nicht gefunden, was er gesucht und erwartet, da war sie wieder mit ihm heimgekehrt in das alte Leben, in alte Gewohnheiten und hatte sich still darein gefunden, als er wiederum in militärischer Carriere sein Fortkommen suchte. Hatte der völlig verarmte Roderich auch nicht den Werth des Edelsteines erkannt, den er in Valentinens aufopfernder Freundschaft besaß, so verkannte er doch auch nicht ihr unausgesetztes Bemühen, ihm das Leben angenehm zu machen, und er war mit seinem Geschick an ihrer Seite zufrieden.

Wie sie's anfing, ihm keinen Einblick in ihre Noth und vielfachen Entbehrungen zu gestatten, das war ihr Geheimniß. Er sah diese Noth nicht, glaubte

daher nicht an ihr Dasein, und da er keine Entbehrungen zu ertragen, so ahnte er auch nicht, daß sie sich je solche auferlegte, um nur ihn zu befriedigen.

Connexionen, Befürwortungen brachten Roderich wieder in die Lieutenants-Carriere, und mit Vergnügen vertauschte er den bunten Rock gegen den Kittel eines amerikanischen Pflanzers. Seit zwei Monaten war er wieder Officier und in den alten Verhältnissen bald so vollständig eingelebt, daß, wäre trotz seiner Gedankenlosigkeit nicht ab und zu manche dunkle Erinnerung in das sanfte Licht seiner Tage getreten, er diese Schatten der Vergangenheit ebenso völlig vergessen haben würde, wie er sie längst überwunden. Daß Rückerinnerungen ihn aber je hätten quälen oder gar foltern können, war bei Roderichs heiterm, sorglosen Charakter nicht möglich, und tausendfach erinnerte Valentine das Licht und der Schatten dieses Charakters an ihren verstorbenen Vater.

Valentinens große Rücksicht fühlte Roderich täglich in angenehmer Weise; ihm wäre eine Frau, die ihm vergangene, nicht zu ändernde Dinge vorgehalten, entsetzlich gewesen. Zum Verdienst rechnete er ihr aber keine ihrer Thaten an, und daß sie nie des verlornen Vermögens erwähnte, betrachtete er als ganz

natürlich, indem er immer meinte: Gegen ihre Kindheit als Tochter einer Bettlerin ist ihr jetziges Leben gewiß noch das einer Fürstin.

Nie aber beging Roderich die Rücksichtslosigkeit, dergleichen seiner Frau gegenüber auszusprechen; die Vergangenheit existirte in ihrer Ehe nicht; sie lebten nur der Gegenwart, denn selbst Valentine enthielt sich aller Gedanken in die Zukunft, um eben die Gegenwart in der Weise ertragen zu können, wie sie dieselbe hinnahm.

Die Talente seiner Frau, namentlich ihre musikalischen Fertigkeiten, die in Amerika oft Roderichs Freude gewesen, hatten in Berlin nicht mehr den Reiz für ihn, wo er wieder die Oper hören konnte. Dort fing er an, mehr Werth auf ihre Malerei zu legen, dieses Talent, das selbst Künstler rühmten, von dem Laien mit Bewunderung sprachen. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß man seine Frau keine Dilettantin nannte, und Maler von Bedeutung ihre Arbeiten lobten.

An den Tagen, wo sie in der Galerie malte, holte er sie gewöhnlich ab, und mit einigem Stolze durchschritt er jedesmal den Kreis der Bewunderer

ihres Talents, der sich nach und nach um sie zu schaaren pflegte.

Auch an einem Morgen gegen Mitte October 1847 stand ein kleiner Kreis um Valentine und beobachtete die sicheren Bewegungen ihrer kunstgeübten Hand. Unter diesen Zuschauern war eine äußerst elegant gekleidete Dame, dem Anschein nach eine Frau von ungefähr dreißig Jahren; sie sah aber nicht ein einziges Mal prüfend auf das Bild der Malenden, sondern ihr starrer Blick hing an deren edlen, feingeschnittenen Zügen. Als der Herr, der sie führte, leise sagte: „Mein Gott, dies Gesicht sah ich schon einmal!“ entgegnete sie mit erzwungenem Lächeln noch leiser:

„Es ist Frau von Halden, die glückliche Gattin des Mannes, von dem die Welt einst sagte, er liebe mich zu sehr, um je eine Andere lieben zu können.“

Der Herr schien offenbar nicht angenehm durch diese Erklärung berührt, und sein stechendes Auge fest und forschend auf seine Gemahlin richtend, fragte er scharf:

„Wußten Sie vielleicht, Madame, daß Ihre ehemaligen Freunde in Berlin sind, als Sie mich so

überredeten, unser Hôtel in Paris zu verkaufen und hieher zu übersiedeln?

Sie begegnete dem Blick mit Fassung und erwiederte kalt:

„Ich überredete Sie einzig aus dem Grunde, um Ihren Gläubigern zuvorzukommen, bat Sie, Paris zu verlassen, wo Einschränkungen fataler gewesen wären, wie hier.“

„Und Sie wußten nicht —“

„Nichts wußte ich!“ fiel sie ihm gereizt in's Wort und setzte erbittert hinzu: „Was gehen mich jene Menschen an.“

Der Herr führte die Dame jetzt rasch in ein anderes Zimmer, wo sie einem Bekannten begegneten, der auch dem Leser nicht ganz fremd ist. Es war der ehemalige Lieutenant von Milborne, jetziger Besitzer eines Gutes in Mecklenburg, eifriger Landwirth, der seinen neuen Stand durch eine hellgrüne Tracht, die mächtig an's Frühlingsgrün mahnte, zu veranschaulichen liebte und in jedem Herbst mit dem alten Witz: „Ich komme grün aus dem Grünen!“ in die Residenz zurückkehrte. Starkes Gedächtniß war nicht die Force des ehemaligen Officiers; doch als die Dame an ihm vorüber ging, ihn lächelnd ansah,

rief er: „Donnerwetter, die kenne ich!“ und stürzte ihr nach. Sie wandte sich um, und auch jetzt siegte die alte militärische Gewohnheit, denn er begann die Erkennungsscene mit den Worten: „Donnerwetter, wo sah ich Sie schon — ah zum Teufel, nun erinnere ich mich endlich — Gräfin Hochberg! Willkommen in Berlin.“

Blanche lächelte, wie stets über den Sonderling, stellte ihren Gemahl vor und setzte hinzu: „Sie erinnern sich doch gewiß noch des Fürsten Koslowkoff!“

„Donnerwetter ja! hörte den verfluchten Namen schon einmal; doch wo zum Henker war das?“

„Auf Rügen sahen wir uns zuletzt!“ rief der Fürst belustigt.

„Auf Rügen — ja jetzt weiß ich. Famoses Korn auf der Insel. In Putbus trafen wir uns. Hübscher Ort. Machten mitsammen jene Tour nach den verfluchten Felsen, wie heißen doch die Dinger — ah, besinne mich, „Stubbenkammer“; und von dem Neste aus fuhren wir in einer kleinen Jacht auf der See, wo das Wetter uns noch auf den Pelz kam. Famoser Sturm! Und wissen Sie noch, der Engländer war dabei, der lange Mensch, den wir stets

den Orang-Outang nannten — Lord — Lord Edgehill, ja, so hieß der Kerl. Er hielt Bank und wurde an dem Abend von dem kleinen Halden ausgebeutelt. Apropos, Halden ist wieder in Berlin! — Er hatte damals unverschämtes Glück, gewann Edgehill viel ab, heirathete eine reiche Frau; übrigens wirklich famose Gegend diese Stubbenkammer, nur verflucht windig auf See! hatte acht Tage den Schnupfen nach jener tollen Fahrt im Gewitter."

Vor dem Fürsten stand die ganze Spielscene auf dem Schiffe, und er brach in ein homerisches Gelächter aus, daß der Lieutenant seinen glücklichen Vorgänger einen Orang-Outang nannte.

Blanche fühlte sich verletzt und fragte spitzig:

„Sie lebten diese Jahre wohl in Sibirien, Herr von Milborne?"

„In Sibirien? — nein — in Mecklenburg, Gnädigste!"

„Ist es dort auch famos?"

„O sehr, nur im Winter, da zieht's mich in die Residenz; Berlin, eine Götterstadt! Freut mich meine Gnädigste, daß Sie zurückgekehrt sind auf den Schauplatz Ihrer Triumphe. Ist Ihre Gräfin Tochter schon erwachsen?"

„Sie starb im ersten Jahre ihres Lebens, bester Herr von Milborne!“

„Ja, ja, ich entsinne mich jetzt, war famose Kälte, als sie begraben wurde, doch ich mußte mit, war damals leider Adjudant beim alten Hochberg; ein närrischer alter Kauz, doch ein gutmüthiger Teufel.“

„Herr von Milborne, Sie sind ein capitaler Mensch, Sie müssen mein Hausfreund werden!“ rief der Fürst laut lachend. „Hab alle Tage offne Tafel, — einmal die Woche Rout.“

Sr. Durchlaucht waren nämlich, seit sie die Million geerbt, Gourmand und sehr corpulent geworden und liebten, zur Verdauung zu lachen. Herr von Milborne, der alle Verhältnisse mit glücklicher Unbefangenheit berührte, schien ihm das beste Mittel dazu, und darum rief er noch dringender:

„Müssen alle Tage mit uns speisen, sechs Uhr. Wir bleiben diesen Winter zur Abwechselung einmal in Berlin. Kommen Sie! Nach dem Diner stets kleines Whist, wenn nicht Ballet ist. Ballet versäume ich nicht! — Führen Sie uns auch Bekannte, junge Leute zu! Jeder ist willkommen, den Sie bringen; aber die Kerle müssen spielen.“

Die Diners und kleinen Whists lockten den alten

Lieutenant mehr, als die Routs, und er sagte zu, täglicher Gast des Fürsten Koslowkoff zu sein.

Als er seine Abschiedsverbeugung machen wollte und dabei seiner Gewohnheit gemäß mit weitem Schritt zur Seite trat, stieß er Jemand an; es war Roderich von Halden. „Pardon, Halden!“ rief er. „Halden!“ schrie er lauter, als Roderich mit kurzer, stummer Verbeugung an der Gruppe vorüber wollte. „Hier alte Bekannte: Gräfin Hochberg und Fürst Koslowkoff — eben sprachen wir noch von Ihnen und dem langen Edgehill und der guten alten Zeit auf Rügen.“

Alle drei Personen waren zu sehr Leute von Welt, als daß Einer gezeigt, wie unangenehm ihm die Begegnung. So wechselten sie denn einige Phrasen, und während der Mund unbefangen lächelte, erzitterte das Herz vor der mit Gewalt eindringenden Erinnerung. Der Fürst war der Ruhigste. Er blickte mit der Miene eines Triumphators auf den bleichen Officier, und in seinem rothen, dick aufgeschwollnen Gesicht bewegte sich selbst dann keine Muskel zu einem Anfluge von Verlegenheit, als Herr von Milborne hinzusetzte:

„Der Fürst bleibt den Winter in Berlin, hat

offne Tafel und mich so eben aufgefordert, junge Leute bei ihm einzuführen, die kleines Spiel lieben. Sie als alter Bekannter des Fürsten sind der Erste."

„Ich wage nicht, mich zu der Zahl von Beiden zu rechnen," entgegnete Roderich ablehnend, „ich gehöre jetzt nicht mehr zu den jungen Leuten, sondern bin ein alter Ehemann, zugleich ein zu häuslicher und glücklicher Ehemann, als daß ich außer dem Hause speisen könnte."

„Ja, ja!" rief Milborne, Halden in's Wort fallend, „ein Ehemann ist er geworden, wie er im Buche steht, geht nur mit der Frau aus, kurz, steht furchtbar unter dem Pantoffel dieser schönen, bildschönen und sehr talentvollen, aber äußerst strengen Gemahlin. Sie haßt, wie es heißt, das Spiel, und aus dem Grunde führt er sich jetzt als „alten" Ehemann an, um nicht sagen zu müssen, daß er nicht spielen darf."

Blanche lächelte befriedigt, der Fürst höhnisch über diese Wendung, und Roderich von Halden sah dieses Lächeln noch deutlich vor sich, als er eines Tages, kurze Zeit nach dieser Begegnung, eine Einladung vom Fürsten erhielt. Wie klar dieses Lächeln aber auch vor ihm stand — wochenlang hinderte

es Roderich nicht, alle Einladungen ohne jeden Vorwand abzuschlagen, und während dieser Wochen besiegte Valentinens reines, glückliches Lächeln jenes unselig spöttische und verderbenbringende. — Offen hatte Roderich seiner Frau die Begegnung mitgetheilt, sein Verhalten dabei ihr mit Stolz geschildert und sie zugleich von seinem Entschlusse, der augenblicklich wirklich ernst gemeint war, in Kenntniß gesetzt: jeden und allen Verkehr mit einer Familie meiden zu wollen, deren beide Mitglieder ihm gleich verächtlich wären.

Leuchtenden Auges, frohen Herzens hörte Valentine diese Worte an und — vertraute ihnen; doch kaum nach zwei Monaten zeigte sich, wie schwach und unhaltbar der Boden von Roderichs Vorsätzen war.

In die ersten Tage des November fiel das Geburtsfest der Frau seines Commandeurs, und wie stets sollte dieses Fest mit einem Balle gefeiert werden. Die intimen Freunde und näheren Bekannten brachten der Dame des Hauses bereits am Morgen ihre Glückwünsche, und in diesem kleinen Kreise trafen sich Roderich und Blanche zum erstenmale nach der Begegnung im Museum. Valentine war durch eine starke Erkältung an's Haus gebannt, und kaum sah

Blanche, daß Roderich allein, rief sie spöttisch: „Also wenn Geburtstag ist und Ihre Frau Gemahlin krank, dürfen Sie allein ausgehen?" — Roderich hatte nach dieser ihn tief verletzenden Frage nicht den Muth, zu sagen, daß er am Abend nicht auf den Ball kommen, sondern bei seiner kranken Frau bleiben würde. —

So sah er denn Blanche auf dem Balle wieder, und ihre reizende Erscheinung, gehoben durch die raffinirteste Toilette, mahnte ihn zu sehr an vergangene glückliche Tage, als daß seine schwache Natur nicht dem Eindruck erlegen wäre, den die kokette Frau hervorzubringen beabsichtigt. Er hatte Blanche zu lange, zu heiß geliebt, um ihr je ganz kalt und gleichgültig gegenüber stehen zu können, und als sie sich erst bemühte, seinen kühlen Ton zu erwärmen, — das Gespräch über allgemeine Dinge auf besondere leitete — da war ihr Streben kein vergebliches — sie fand leider ein noch zu warmes Herz, ein zu offenes Ohr! — —

„Bitten Sie Ihre kleine Frau, Ihnen zu erlauben, morgen auch zu uns zu kommen," sagte Blanche bei der Trennung.

Roderich glaubte, als er am nächsten Tage den

Wunsch der Fürstin erfüllte, sie aus Rücksicht für Valentine zu besuchen, deren weichem, nachgiebigen Charakter er die Beweisführung schuldig zu sein meinte, daß sie seinen Wünschen und Willen nie entgegen handle, und er völlig eigner Herr seines Thuns sei. Es war ein trauriger und kostspieliger Beweis; denn nicht allein, daß Roderich bald zu den erklärten Verehrern der schönen Fürstin gehörte und diese Nachricht Valentinen ihr geringes Glück raubte, er erlag auch der Versuchung, mit welcher der Fürst sich ihm nahte, fing wieder an zu spielen, spielte bald leidenschaftlich, — gewann — verlor und war nach wenig Wochen dem Versucher Tausende schuldig.

Fürst Koslowkoff bangte nicht um die Summen — er wußte, daß Lieutnant von Halden den reichsten Banquier Londons seinen Freund nannte, und dieser schon einmal viel für ihn gethan.

Benjamin Henoch that auch zu der Zeit sein Möglichstes, und als der Fürst sich einmal mit der Anfrage an ihn wandte, ob er nicht eine Ehrenschuld des Lieutenant von Halden decken könne, bezahlte er in der That die geforderte Summe.

Nach dieser angenehmen Erfahrung ersuchte Fürst

Koslowkoff Roderich immer dringender, seine Abende bei ihm zu verleben, denn er gebrauchte viel Geld, und je größere Summen er von leichtsinnig Spielenden gewinnen konnte, desto lieber war es ihm. In Anbetracht der Hülfsquelle, die in Roderich sich ihm eröffnete, ignorirte er, daß jener zugleich der begünstigtste Verehrer seiner Frau, und Blanche von Tag zu Tag offner zeigte, wie sehr sie durch die neu erwachende Liebe ihres alten Bewerbers beglückt wurde.

Wie tief, wie furchtbar Valentine auch während dieser Zeit litt — kein Ruf des Wehs, kein Vorwurf, keine Klage kam über ihre Lippen. Tage lang und oft auch Nächte hindurch blieb Roderich jetzt fern, und manchmal graute schon der Morgen, wenn er bleich, verstimmt in sein Haus trat, dort eintrat, um es binnen ein, zwei Stunden wieder zu verlassen und am ganzen langen Tage nur auf wenige Minuten dahin zurück zu kehren.

Was Valentine während dieser Tage, dieser Nächte fühlte — kein Mensch wußte es, und selbst Harald von Tondern, der Anfang Februar 1848 nach Berlin kam, mit eignen Augen sah und außerdem überall hörte, wie die Sachen standen, ahnte nicht, was

in der Seele des gemarterten Weibes vorging. Er war durch die Präsidentin von Halden, die nach dem Verkaufe von Bronswiek nach Berlin übersiedelt, von dem augenblicklichen Stande der Dinge in Kenntniß gesetzt worden, und der Wunsch, helfend einschreiten — Roderich von Blanche entfernen und Valentinens häusliches Glück sichern zu können, hatte ihn vermocht, Hillerhörns tiefe Einsamkeit zu verlassen, die seit dem Tode seines kleinen Mädchens durch Nichts unterbrochen wurde.

Harald wohnte auf ausdrücklichen Wunsch seiner Schwiegermutter bei ihr, um wie sie sagte, „ihn stets augenblicklich benachrichtigen zu können, wenn irgend ein Vorfall sich ereignet, der die ihnen beiderseitig so theure Valentine betreffe."

Der wirkliche Grund dieser Einladung war aber nur, Harald mit eignen Augen sehen zu lassen, wie fest Valentine an Roderich hing, und — wie ähnlich ihre jüngste Tochter Anna seiner verstorbenen Gattin im Äußern und Wesen geworden. Hätte Madame Winter noch einen dritten Sohn gehabt, so würde Frau von Halden vielleicht für ihre letzte Tochter mehr auf diesen, als den Besitzer von Hiller-

hörn speculirt haben; doch Sigismund und Edmund Winter waren versorgt.

Diese jüngste Tochter, die jetzt neunzehnjährige Anna, wünschte die Präsidentin um so eher verheirathet zu sehen, als ihre beiden andern Kinder, zwei junge Männer von sechszehn und achtzehn Jahren, die beide studirten, außer den Unterstützungen, welche ihre verheiratheten Schwestern gaben, noch die Kasse der Mutter bedeutend in Anspruch nahmen und fast all' ihre Mittel erschöpften. Außerdem wußte die für das Wohl und Glück ihrer Kinder so besorgte Präsidentin, daß Anna nicht allein Mathilden so ähnlich im Äußern und Wesen geworden, sondern auch völlig den Geschmack der verstorbenen Schwester theilte und eine eben so innige, leidenschaftliche Liebe, wie einst jene, seit Jahren für Harald von Tondern hegte.

Mahnte Harald auch die Schwägerin mächtig an die Geliebte seiner Jugend und die treue Gefährtin einiger weniger Jahre, so traten bei ihm doch die Erinnerungen an die Vergangenheit völlig in den Hintergrund vor der sich täglich dunkler gestaltenden Gegenwart Valentinens. Er hatte sich beim Fürsten Koslowkoff einführen lassen und war dort allabend=

lich Zeuge, wie Roderich mehr und mehr das Opfer seiner starken, ihn völlig beherrschenden Leidenschaften wurde. Eines Abends begegnete Harald zu seinem höchsten Erstaunen dort auch Benjamin Henoch, und gab dieser auch als Grund seiner Anwesenheit in Berlin „Geschäfte mit dem Fürsten Koslowkoff an", so ahnte er doch richtig, daß Benjamin einzig Valentinens wegen gekommen.

Zwölftes Kapitel.

Der Name ihrer Geburt, den ein dunkles, bisher unaufgeklärtes Geschick Valentinen genommen, war mit seinen Chiffern das Zeichen, welches sie ihren Gemälden beifügte. „V. v. St. A.“ — diese Buchstaben setzte sie in später Nachmittagsstunde des Monats März 1848 auch unter ein Bild, das sie eben vollendet. Mit den Augen der Liebe, dem Blicke der Wehmuth, fast wie eine Mutter ihr scheidendes Kind betrachtet, so sah Valentine auf das Gemälde, an welchem sie so manche lange Stunde gearbeitet, so viele Mühe verwandt, und dessen Ertrag nicht, wie sie geglaubt, zur Verwirklichung manches Wunsches dienen sollte — sondern, wie sie nun ahnte, vielleicht binnen einer Secunde der unglücklichen Chance des unseligen Hazards zum Opfer fallen würde.

Sich in ihrem Zimmer umblickend, aus dem seit den letzten Monaten jedes werthvolle Stück verschwunden, das sie durch ihr Talent mit Mühe erworben, — das Auge ernst auf die nur noch so nothdürftige Einrichtung heftend, schien das Bild dieses Gemaches ihr ein anderes zu vergegenwärtigen, das einst ähnlich ausgesehen, nach und nach immer kahler geworden, bis der Raum zuletzt ganz leer und öde gewesen und die eisigste Kälte darin geherrscht hatte.

Unter solchen Rückerinnerungen an die dunkle Vergangenheit brach der Abend tief und tiefer herein. Je finsterer es draußen wurde, desto heller traten jene Schattenbilder aus ihrer Kindheit trüben Tagen vor die junge Frau hin, und des trostlosen Geschicks ihrer unglücklichen Mutter gedenkend, das sie in seinen einzelnen Phasen jetzt auch durchlebte, rief sie plötzlich aus: „O Mutter, Mutter Du hast Recht, es ist furchtbar, die Frau eines Spielers zu sein.“

Und es war furchtbar, das Geschick jenes armen Weibes, das, wohin es blickte, ob zurück in die Vergangenheit, hin in die Zukunft oder auf ihr gegenwärtiges Loos — ihr immer und immer die Karten, diese einfachen Blätter — als die Ursache ihres

tausendfältigen Kummers, ihres furchtbaren Leidens zeigte. — Sollte — wie ihre Mutter, wie ihr schon so Viele gesagt, es in dem Elend keine — keine Rettung geben — ein Spieler immer Spieler bleiben? — Wieder trat an Valentine heran, was ihr schon so oft in den letzten Monaten als Rettungsstern in der dunklen Nacht ihrer Verzweiflung geleuchtet, und die Hände faltend, sprach sie ernst: „Vielleicht hat Gott mir diesen Gedanken eingegeben."

Mit der Ausführung dieser Idee beschäftigt, vergingen die Stunden rascher, und als sie endlich Licht entzündete, war Mitternacht nahe.

Unterdessen Valentine grübelnd, sinnend, überlegend in ihrem dunkeln Zimmer saß, befand ihr Gatte sich in den glänzend erleuchteten Räumen des Koslowkoff'schen Hôtels. Dort waren auch Harald von Tondern, die Präsidentin von Halden, ihre Tochter, Benjamin Henoch und viele Andere. Henoch war erst spät gekommen, erst zu der Zeit, als das Spiel, das der Fürst stets um Mitternacht arrangirte, sich schon im vollen Gange befand. Neben Harald hintretend, beobachtete er mit ihm die großen Verluste Roderichs. Dieser begegnete, wenn

er auffah, den ernsten Augen seiner Freunde, und der Anblick schien ihn endlich zur Vernunft zu bringen. Sich erhebend, sagte er lächelnd: „Ich habe heute wieder einen meiner Unglückstage und werde mich daher einmal revanchiren und Frau Fortuna den Rücken wenden!"

„Wie, Halden, Sie wollen das Spiel stören!" rief der Fürst, der stark im Gewinne war und seit der Zeit um so lieber von Roderich gewann, wo Benjamin Henoch in Berlin. „Bleiben Sie, bleiben Sie!" setzte er zuredend hinzu, „es ist ja noch so früh heute."

„Nicht mehr so früh, wie Sie zu glauben scheinen," entgegnete Roderich, „Mitternacht ist lange vorüber."

„So eben, lieber Halden," sagte der Fürst eifriger, „es ist grade ein Uhr. Also noch ein Stündchen!"

Roderich wollte wieder Platz nehmen, als Blanche, die das Gespräch mit angehört, mit leichtem Hohne rief: „Aber Alexis, rede doch unserm jungen Freunde nicht immer so dringeud zu, noch zu bleiben, wenn er fort will; er muß doch seine Gründe dazu haben; sicherlich ist's die traurige Veranlassung, daß er

große Unannehmlichkeiten mit seiner Frau hat, wenn er so spät nach Hause kommt. Ich sagte Dir schon oft, Madame sei Deutsche, eine tugendhafte, häusliche Deutsche.“

Der Fürst und die übrigen Herren, außer Harald und Benjamin, lachten; Roderich, der am Abend aber schon einen heißen Kampf mit Blanche gekämpft, in Folge dessen sie verstimmt, er gereizt war, antwortete mit mühsam erzwungener Fassung:

„Da die Fürstin meiner Frau selbst das höchste Lob giebt, das in meinen Augen eine Frau haben kann, — ihr zugesteht, daß sie tugendhaft und häuslich ist, so wird nicht allein sie, sondern Alle, die jetzt lachen, meiner ernsten Versicherung glauben, daß sie auch die häusliche Tugend besitzt: mir nie Unannehmlichkeiten zu bereiten, wenn ich spät — ja selbst Morgens erst nach Hause komme.“

Blanche lachte laut und sprach noch ironischer: „Herr von Halden ist auch ein Deutscher, ein gutmüthiger Deutscher, der da annimmt, man könne dergleichen Unmögliches glauben.“

„Daß Sie dergleichen „Unmöglichkeit“ nennen!“ rief Roderich jetzt ebenfalls laut, wenn auch sehr gezwungen lachend, „das, Fürstin, begreife ich nur

zu wohl; doch wahr ist's. Meine Frau empfängt mich nie mit Vorwürfen, macht mir nie Vorwürfe."

Blanche erbleichte, trotz des Roth's, das ihre Wangen deckte; auch des Fürsten ponceaufarbenes Antlitz entfärbte sich ein wenig bei dem Tone, mit dem Herr von Halden sein „Ich" erwähnt, und ehe heftiger Zorn seiner Frau gestattete, ein Wort zu entgegnen, rief er:

„Wetten wir, daß die Fürstin Recht, der junge Ehemann Unrecht hat!" —

„Wetten?" wiederholte Roderich staunend.

„Ja, wetten wir um Ihren Verlust des heutigen Abends, Herr von Halden. Sie wohnen in der Vorstadt und haben einen kleinen Garten mit Veranda vor Ihrem Hause. Wir verbergen uns da, horchen, ob Ruhe nach Ihrem Eintritt im Hause bleibt, und ist's der Fall, haben Sie gewonnen, wir verloren."

„Ich gehe auf keine Wette ein," entgegnete Roderich entschieden.

„Ach, er fürchtet schon!" lachte der Fürst und Blanche klatschte triumphirend in die Hände.

„Fürchten?" wiederholte Roderich mit flammenden Augen. „Nein, ich fürchte Nichts; ich kann

nur nicht wetten, wo es sich um meine Frau handelt.“ Lebhafter, hingerissen von dem Wunsche, Blanche zu demüthigen, setzte er hinzu:

„Begleiten mich meine liebenswürdigen, aber ungläubigen Wirthe, ohne daß eine Wette auf dem Spiele steht. Daß ich recht, Sie Beide Unrecht haben, wird sich schneller ergeben, wie Sie denken, da wegen Krankheit meines Burschen meine Frau mich heute selbst erwartet, um mir das Haus zu öffnen.“

Harald und Benjamin, welche mit Spannung die Scene beobachtet, sahen erwartungsvoll dem Ausgange entgegen. Sie entwickelte sich wirklich zu dem ihnen ganz unvermutheten Fortgange, daß Blanche und der Fürst sich bereit erklärten, Roderich zu begleiten.

„Kommen Sie doch auch mit!“ sprach die Fürstin zu den andern Herren, als der Wagen vorgefahren, „denn ist unser Freund Halden so sicher, können fremde Zeugen ihn unmöglich stören.“

„Mich stört auch Niemand,“ rief Roderich; doch außer Harald und Benjamin fuhr keiner der Andern mit, Alle äußerten nur lachend, am nächsten Abend

das Resultat im Hause des Fürsten erfahren zu wollen.

Im Fahren sprach der Fürst: „Schade, wir versäumen unsern Kaffee durch diese Tour, den die Fürstin stets so liebenswürdig ist, uns um die jetzige Stunde reichen zu lassen."

„Vielleicht ist Frau von Halden so liebenswürdig, ihn Dir heute zu geben!" sagte Blanche spöttisch.

„Sie wird es mit Vergnügen thun, wenn Sie nicht verschmähen, in unsere bescheidene Wohnung. zu treten," entgegnete Roderich.

„Ich sehnte mich lange darnach," antwortete sie

„Nur nicht mitten in der Nacht die Leute überfallen und ihnen zumuthen, Kaffee zu kochen!" sagte der Fürst. „Oder garantiren Sie dafür auch bei Ihrer jungen Frau?"

„Bitte ich sie darum, so thut sie es hoffentlich bereitwillig."

„Ah — er hofft blos!" lachte Blanche, „täuschen wir die kühnen Hoffnungen des jungen, wagehalsigen Ehemannes."

Zehn Schritte von Roderichs Wohnung hielt die Equipage. Man sah Licht aus zwei Fenstern der ersten Etage scheinen, und Harald und Benja-

min klopfte bei diesem Anblick das Herz stärker, wie Demjenigen, der es über sich vermochte, die Nebenbuhlerin seiner Frau die Schwelle dieses Hauses überschreiten zu lassen.

Während der Fürst, seine Gemahlin, Harald und Benjamin sich seitwärts der Thüre unter der Veranda aufstellten, rief Roderich mit ruhiger Stimme und nicht zu laut den Namen „Valentine!"

Der Lichtstreif im Garten verschwand nach diesem Rufe, durch die Dunkelheit brach sich aber bald aus der geöffneten Hausthüre ein heller Schein Bahn. Die seitwärts Stehenden hörten folgende Worte:

„Guten Abend, lieber Roderich!"

„Guten Abend, Valentine, ich komme spät."

„Es schlug erst zwei Uhr."

„Hast Du mich früher erwartet?"

„O nein, Du sagtest, Du gingest zum Fürsten, und dort, wo Du Deine Parthie hast, kannst Du wohl nicht so genau die Zeit abmessen. Willst Du aber nicht eintreten, lieber Roderich?"

„Gleich, mein Kind, der Abend ist so schön."

„Sollen wir vielleicht noch einen Gang durch den Garten machen?"

„Wenn Du Dich nicht erkältest!“

„Ich habe ein Tuch um, Roderich, kann also gehen.“

Valentine trat aus dem Hause, Roderich zog ihren Arm in den seinigen, führte sie die Treppe hinab, und durch den Hauptweg des Gartens. Man vernahm stets ihr ruhiges Gespräch, hörte deutlich Valentinens weiche Stimme trotz ihres leisen Klanges. Als sie zurück kamen, schlug Roderich den Kragen seines Mantels über ihren Kopf, um ihr den Anblick der in der Veranda Stehenden zu entziehen.

„Es ist hier Zug!“ rief er zur Entschuldigung seiner That.

„Ich sehe nun aber nichts,“ entgegnete sie mit leisem, melodischen Lachen.

„So, jetzt kommen die Stufen der Treppe, Valentine,“ rief er, führte und unterstützte sie, und sie kamen ungefährdet in's Haus. Nachdem sie eingetreten, sagte er: „Ich bekomme plötzlich Lust, noch eine weitere Promenade zu machen, bitte, gehe Du aber hinauf, Valentine, ich nehme den Schlüssel mit.“

„Soll ich nicht warten? — Du trägst den Schlüssel ja so ungern!“

„Nein Kind, gute Nacht jetzt.“

„Gute Nacht denn, lieber Roderich.“

Die Thüre schloß sich, Roderich trat zu der kleinen, stummen Gruppe.

„Genügt der Beweis, Fürstin?“ sprach er ernst, „oder wünschen Sie auch noch Kaffee?“

„Nein, wir sind überzeugt, lieber Halden — und ich bitte um Verzeihung“ entgegnete der Fürst.

„Ich bitte um Kaffee!“ fügte Blanche mit eisiger Kälte hinzu.

Der Lichtschein aus dem Fenster fiel plötzlich wieder in den Garten, voll und hell auf Roderichs Antlitz. Alle sahen, wie bleich er war, wie aufgeregt, und als er jetzt lauter den Namen seiner Frau rief, wußte Blanche, daß wenn auch sie jetzt ihr Spiel verliere, Alles für sie bei Roderich verloren sei. Seit sie ihn aber völlig aufgegeben, war er ihr theurer denn je geworden, seit sie ihn wiedergesehn, wußte sie, daß sie ihn nie vergessen, und trotz ihres Glanzes, den sie für seine Liebe eingetauscht, fühlte sie sich unglücklich, elend. — Der Fürst war nicht allein unliebenswürdig, sondern auch roh, und behandelte sie nur gut, wenn sie ihm schmeichelte. In furchtbarer Weise hatte ihre große Eitelkeit unter

seinen unzarten Neckereien gelitten, als Roderich vor Monaten jede ihrer Annäherungen zurückgewiesen, und als es ihr endlich gelungen, ihn wieder an sich zu fesseln, nachdem der Fürst ihr höhnisch lachend die Erlaubniß gegeben, ihn dringender einzuladen, als sie ihn endlich wieder täglich sah, da wurde ihr doch immer klarer und klarer, daß es in seinem Herzen nicht mehr wie einst aussah, es nur stets einer Kleinigkeit bedurfte, ihn von sich zu scheuchen, vielleicht nur einer Kleinigkeit bedurfte, ihn einmal auf ewig zu verlieren. Diese bittere Erkenntniß ihrer geschwächten Macht hatte Blanche von Neuem an dem Abend gewonnen, und wie hatte sich ihr Herz mit blinder Wuth gegen Die erfüllt, welche sie plötzlich als allmächtiger, wie sich, erkannte! —

Ja, ja, Valentine, diese kleine Valentine, auf die sie einst so hochmüthig herabgeblickt, und deren Schicksal sie später wie Wachs in ihrer Hand geformt, — diese war jetzt ihre Nebenbuhlerin, ihre gefährliche Nebenbuhlerin. Sich ohne Weiteres in den Verlust eines Herzens zu finden, in dem sie sonst als regierende Königin geherrscht, das lag nicht in der Natur jener eitlen Kokette und verderbten Frau. Während sie Valentine jetzt an Roderichs Seite ge-

sehn, sie in ihrer anziehenden Liebenswürdigkeit erschaut, da hatten der Pläne viele ihren Kopf durchkreuzt: einen Kampf mit ihrer Nebenbuhlerin zu beginnen, einen Kampf um den Besitz eines Herzens, das ihr einst mit jedem seiner Pulsschläge angehört. —

Wie bebte Blanche, als sie Valentinens sanfte, ruhige Stimme von Neuem hörte — ihre Frage nach dem Begehr Roderichs vernahm, und wie lauschte sie auf die Antwort, als Roderich ohne jegliche Ueberredung sagte: „Valentine, ich begegne hier so eben Bekannten; sie sind durchfroren, wünschen Kaffee. Können sie ihn bei Dir erhalten?“

„Gewiß, lieber Roderich!“ lautete die freundliche Entgegnung.

„Sie scheint eine zweite Griseldis zu sein!“ rief Blanche beim Eintritt in's Haus mit höhnischem Lachen, und als sie die Schwelle überschritten, stand der Entschluß fest: diese Griseldis-Natur auf weitere Proben zu stellen. Das „Wie“ war ihr noch unklar, doch sie vertraute dem Zufall, der sie schon oft im Leben begünstigt, zu fest, um zu verzagen,

vertraute ihm so fest, wie Valentine einer höhern Fügung. Blanche wurde in ihrer Hoffnung: Valentine schaden zu können, ebenso wenig getäuscht, wie Valentine in ihrem schönen Glauben, daß Gott sich endlich ihres Elends erbarmen würde.

Dreizehntes Kapitel.

Wen Valentine nach Roderichs Ankündigung auch immer bei sich zu sehen erwartet, Die, welche ihr Zimmer betraten, nicht; wie groß jedoch auch ihre Ueberraschung war, höflich, artig hieß sie den Fürsten und seine Gemahlin willkommen, freundlich begrüßte sie Harald und Benjamin.

Vergeblich suchte der forschende Blick von Blanche eine Unordnung im Anzuge der jungen Frau oder eine Unordnung im Zimmer zu entdecken. Wohl sah sie, daß Valentine einfach gekleidet; doch elegant war der Schnitt ihres schwarzseidnen Gewandes, glänzend und frisch der Stoff, glatt und geordnet ihr Haar, und nur das Antlitz so bleich und müde, wie sie es noch nicht gesehen.

„Sie malen noch immer fleißig! rief Blanche Valentinen nach einiger Zeit zu, als jene den Kaffee

im Zimmer bereitete und deutete auf die Staffelei, welche noch das Gemälde trug, das Valentine wenige Stunden zuvor vollendet.

Blanche trat, als sie den Kaffee getrunken, mit einem Lichte an die Staffelei, und prüfend das Bild betrachtend, fiel ihr Blick plötzlich auf die Chiffre in der Ecke. Nur momentan starrte sie bestürzt auf dieses Zeichen, dann überflog ein teuflisches Lächeln ihr schönes Gesicht, und kalt und höhnisch sagte sie:

„Ah, Frau von Halden, Sie sind's, die unter dieser Chiffre malen?"

Valentine zuckte zusammen, trat näher und entgegnete ruhig: „Sie ist Ihnen bekannt, Fürstin?"

„O gewiß, ich besitze selbst mehrere Ihrer Bilder."

„Sie?" fragte Roderich überrascht.

„Ja, ich bat meinen Mann, sie mir zu kaufen, weniger des Kunstwerthes halber, als der Chiffre wegen, die mich interessirte."

„Zu kaufen?" wiederholte Roderich mit noch größerem Staunen.

„Ja gewiß, in Paris, auf dem Boulevard des Italiens, in der Sabarre'schen Kunsthandlung waren sie ausgestellt und dort haben wir sie gekauft."

Roderich sah mit tödtlichem Erbleichen auf die zitternde Valentine; angsterfüllt schauten Harald und Benjamin auf Beide.

„Aber mein Gott, Herr von Halden," sagte Blanche lachend, „wie können Sie nur solch bestürztes Gesicht machen, daß Ihre liebe Frau eine talentvolle Künstlerin ist, um deren Bilder man sich reißt!"

„Ja, wäre sie nur Künstlerin!" sprach Roderich tonlos.

„Mon dieu!" fuhr Blanche fort, „was thut's, ob sie die Bilder verkauft. Sie hätte es Ihnen nur sagen, Sie fragen müssen, und sicherlich würden Sie ihrem Handel nicht entgegen gewesen sein."

„Immer, Fürstin, denn ich finde, ein Bilderverkauf oder „Handel", wie Sie es bezeichnen, ist nichts Passendes für die Frau eines Preußischen Officiers."

„Nun, nun, beruhigen Sie sich darüber, lieber Halden, ich und mein Mann wissen vorläufig nur davon und wir werden darüber eben so gut schweigen, wie über die andern Geheimnisse aus dem vergangenen Leben Ihrer lieben Frau."

Roderich wurde durch diese Äußerung wie vom

Blitz getroffen, und tief, tief bereute er, je zu Blanche davon gesprochen zu haben, was Valentine so nah, in so schmerzlicher Weise berührte, sie mit einer Schmach bedeckte, welche ihr für ewige Zeiten anhaftete und ihn jetzt ebenfalls, als ihren Gatten, mit traf. — Wie furchtbar auch immer sein Schreck, wie groß seine Reue und bitter die ihm zu Theil gewordene Demüthigung, er fühlte dennoch die unerläßliche Pflicht, seine Gattin gegen dergleichen Angriffe vertheidigen zu müssen. Ehe er aber noch ein Wort zu sagen vermochte, fragte Valentine mit kaltem, ganz ruhigem Tone:

„Was meinen die Frau Fürstin mit jener Äußerung über die Vergangenheit meines Lebens?"

Blanche lächelte, als ob sie verlegen um eine Erwiederung sei, zuckte die Achseln, trat dann Valentine nah, klopfte in beleidigender Weise auf die Schulter der jungen Frau und entgegnete in noch beleidigenderem Tone: „Fragen Sie darnach nicht erst, liebes Kind, Sie sind jetzt die Frau eines Mannes von Stande und —"

„Und was weiter, Fürstin?" sagte Valentine ernst, entfernte mit kurzer Bewegung die Hand von ihrer Schultter und trat mit so ruhigem, so stolzem

Ausdruck einen Schritt zurück, daß Blanche eine Secunde frappirt wurde, dann aber hochmüthig antwortete:

„Liebe Frau von Halden, lassen Sie sich's noch einmal sagen, fragen Sie nicht nach Dem, was ich durch Ihren Herrn Gemahl selbst über Ihre Vergangenheit erfahren."

„Und wenn ich frage!" rief Valentine lebhafter, „wenn ich darauf bestehe, daß Sie mir antworten, was es ist, nachdem Sie in so beleidigender Weise diese Vergangenheit angeregt."

„Ah, Herr von Halden, Ihre Gattin ist doch nicht eine so ganz sanfte Taube!" rief Blanche höhnisch.

„Sie reizen sie, Fürstin — ich bitte, es zu unterlassen," sagte Roderich entschieden, „Valentine ist meine Frau und steht unter meinem Schutze."

„Ja, Blanche, laß das," rief der Fürst, „was auch für Schatten auf ihrer Geburt liegen und an ihrem Namen haften, wir sind nicht berechtigt, diese an's Licht zu ziehen."

„Ja, ja," sprach Blanche anscheinend gutmüthig; „wir wollen nicht die Brandfackel der Schmach in Ihr Haus schleudern; ich ersuche Sie nur, nicht mehr unter dieser Chiffre zu malen, Frau von Hal-

den, denn es ist die meines Onkels, des Vicomte Victor von St. Allande."

„Ich behalte diese Chiffre, Fürstin," antwortete Valentine rasch; „und was Das anbetrifft, was Sie eben sagten, so bin ich Ihnen nur seit lange vorangegangen, denn ich könnte in Wahrheit die Brandfakel der Schmach in Ihr Haus schleudern."

„Wie — was! — Das mir? So etwas wagt mir die Tochter einer Bettlerin zu sagen?" schrie Blanche mit Empörung.

Zornroth trat auch der Fürst vor Valentine hin, die eine Secunde wie vernichtet stand, im nächsten Moment sich aber aufraffend ihm zurief:

„Fürst Koslowkoff, kein Wort weiter! Ich möchte sonst, um die Ehre meiner Mutter zu retten, Sie an meinen Vater mahnen, an meinen Vater — den Sie kennen."

„Das bezweifle ich, Gnädigste, — Bettler kennt ein Fürst Koslowkoff nicht, wenn er sie auch vielleicht einmal gesehen hat."

„Das ist zu viel, zu viel!" rief Valentine schmerzlich.

„Wenigstens nichts Angenehmes, dergleichen hören zu müssen," sprach Blanche kalt; „doch Sie mögen es sich selbst zuschreiben; denn hat man

eine Vergangenheit wie Sie, so spricht man nicht mit Menschen, die weit über Ihnen stehen, in so herausfordernder Weise. Entsinnen sie sich der Lehre, die Ihnen schon vor Jahren Graf Tondern im Hause seines Onkels gab."

Harald trat rasch näher; doch ehe er ein Wort zu Valentinens und seiner Vertheidigung zu sagen vermochte, rief Valentine lebhaft: „Und was wissen Sie denn von meiner Vergangenheit außerdem, Fürstin? Kennen Sie etwa die Umstände, unter denen meine Mutter einst einmal, ein einziges Mal, bettelnd am Hofe des Haquenay'schen Hauses gestanden? Sie war reich, vornehm wie Sie — war aber das Weib eines Spielers — bettelte, — nachdem ihr Gatte Alles seiner Leidenschaft geopfert, — sie am Abgrunde der höchsten Noth stand, halb verhungernd, auch mich, ihr einziges Kind, dem Hungertode nahe sah."

„Schrecklich!" rief der Fürst, während Alle mehr oder minder von Valentinens Ton ergriffen, schweigend dastanden, „schrecklich!" setzte er hinzu, „daß Männer so handeln, Frauen so sinken können."

„Wie, Fürst Koslowkoff, Sie — Sie wagen das zu sagen?" sprach Valentine staunend, „Sie, der

Sie doch wahrlich die Macht der Versuchung kennen. Sie — Sie wollen den Stab über meine Eltern brechen, sie verdammen?"

„Pardon, gnädigste Frau, die Umstände sind so, daß ich nicht anders urtheilen kann. War Ihr Herr Vater Edelmann, wie Sie andeuten und ich nicht bezweifeln will, so durfte er als Edelmann nicht so handeln, wie er aller Wahrscheinlichkeit nach gethan, um Ihre Frau Mutter in solches Elend zu stürzen, er mußte —"

„Fürst Koslowkoff, halten Sie inne — ich beschwöre Sie! — Ich kann — ich will es nicht dulden, daß gerade Sie einen Mann angreifen und verurtheilen, der, wie ich weiß, an ehrenhafter Gesinnung hoch über Ihnen steht."

„Was wissen Sie denn von meiner Gesinnung, Gnädigste? Wissen Sie, daß ich gern spiele, — nun mon dieu, so dürfen gerade Sie als Tochter eines Spielers das nicht so hart beurtheilen, ich bin dann nur dasselbe, was Ihr Herr Vater gewesen ist."

Röthe und Blässe wechselten in Valentinens Antlitz, und leidenschaftlich, wie sie bisher nicht gesprochen, entgegnete sie: „Vergleichen Sie sich nicht mit meinem Vater Fürst Koslowkoff — ich kann das

nicht hören, und um jedes weitere Wort zwischen uns über ihn abzuschneiden, sage ich Ihnen, mein Vater ist der Mann, in dessen Gesellschaft Sie am Abend des sechsten Juli im Jahre 1836 aus dem Marmorsaal in Aachen heimkehrten, der Mann," setzte sie langsam und düster hinzu, „den Sie einige Stunden später in den Anlagen vor dem Alexanderthore als Leiche sahen."

Warum des Fürsten Antlitz bei den letzten Worten Valentinens eine aschfarbene Blässe bedeckte, seine mächtige Gestalt ein so starkes Zittern durchflog, — außer Benjamin wußte es Niemand. Keinem aber entging seine gewaltige Erschütterung, und selbst Blanche blickte voll Entsetzen in das völlig entstellte Gesicht ihres Mannes. Wollte sie nur rasch und gewandt von ihm die Aufmerksamkeit ablenken, oder Valentine noch tödtlicher beleidigen — sie sagte mit eisiger Kälte:

„Was auch immerhin zwischen uns gesprochen, der dunkle Schleier, welcher Ihre Vergangenheit umhüllt, hat sich für uns nicht völlig erhoben, und will auch ich nicht in die Geheimnisse Ihrer Geburt dringen, nicht nach Ihrem frühern wahren Namen forschen, den zu verbergen Sie Ihre Gründe haben

werden, — will ich selbst auf Ihr einfach Wort hin glauben, daß, trotzdem Ihre Mutter gebettelt, sie doch die Frau eines Edelmannes war; es verhindert mich das Alles aber nicht, Sie noch einmal zu bitten, die Chiffre unseres Namens, die für meine Familie von Bedeutung ist, nicht mehr Ihren Gemälden beizufügen."

Es war ein seltsamer Blick, den Valentine auf die Fürstin warf, Haß und Liebe stritten sich im Ausdruck des Auges, die Ruhe besiegte beide mit einander kämpfende Gewalten, und sie entgegnete mild:

„Fürstin Koslowkoff, Sie sagten vorhin, V. v. St. A. sei die Chiffre Ihres Onkels". — Von heftiger Bewegung übermannt, hielt Valentine inne, und Blanche, von Leidenschaft überwältigt, rief hastig: „Eben weil es die Chiffre meines Onkels, des Vicomte Victor von St. Allande ist, sollen Sie sie nicht führen!"

„Der Vicomte Victor von St. Allande schrieb diese Buchstaben selbst unter meine ersten Versuche in der Aquarellmalerei, er —"

„Sie kannten ihn?" fragte Blanche Valentine voll Staunen unterbrechend und fügte lebhafter

hinzu: „Wo, wann sahen Sie ihn? Ist's wahr, daß er todt?"

„Er ist todt, Fürstin."

„Und seine Frau?"

„Meine Mutter überlebte ihn nur wenige Tage."

„Ihre Mutter — —?"

„Die Tochter des Baron Eckardstein ist meine Mutter, der Vicomte von St. Allande mein Vater. Warum ich, Beider Tochter, nicht seinen Namen trage, wird Ihr Gemahl richtig vermuthen und Ihnen enthüllen können."

Blanche starrte Valentine an, wich vor ihr zurück, wie wenn sie einen Geist sähe; der Fürst aber näherte sich ihr lebhaft und sprach rasch:

„Meine Ehre — mit dieser mein Leben, liegen in Ihrer Hand, Cousine, kann, darf ich ruhig sein, wie bisher?"

„Vollkommen, Fürst Koslowkoff, nur bitte ich, daß auch meine Ruhe ferner durch Sie und Ihre Gemahlin gesichert bleibt. Diese meine Ruhe und mein Glück liegen in Ihrer Hand; möge Blanche ihre Vorliebe für die Gesellschaft meines Mannes besiegen, Sie Roderich nie wieder zum Spiel veranlassen."

„Valentine!“ rief Roderich erschüttert, „Valentine von St. Allande, genügt Dir nicht mein Wort, mein heiliges Versprechen: daß durch den Fürsten Koslowkoff, und seine Gemahlin nie wieder Deine fernere Ruhe, Dein künftiges Glück getrübt werden sollen?“

„Roderich!“ entgegnete die junge Frau freudig und reichte ihrem Manne die Hand.

„Valentine,“ setzte er im Ton der innigsten Liebe hinzu, „arme, arme Valentine, die Du bereits die Tochter eines Spielers warst — von heute ab sollst Du wenigstens nicht mehr das Weib eines Spielers sein!“

Fürst Koslowkoff und seine Gemahlin sahen ein, wie überflüssig sie Beide waren und entfernten sich rasch; Blanche nicht, ohne einen Blick des Hasses auf ihre Cousine geworfen zu haben, die in den Armen ihres tief und mächtig erschütterten Gatten lag, und der zwei treue, zwei bewährte Freunde zur Seite standen, welche nicht ohne Rührung auf die abermals in Liebe vereinten Gatten schauten.

„O, daß ich in den Händen des Mannes dieser Frau bin!“ rief Roderich schmerzlich, als der Fürst gegangen und er seiner Verpflichtung gegen ihn ge-

dachte. „Eine härtere Strafe giebt's nicht für meinen Leichtsinn."

„Du in seiner Hand?" fragte Valentine betroffen.

„Ich bin ihm Tausende schuldig."

„Die Schuld ist hinlänglich gedeckt, Roderich, und Fürst Koslowkoff kann und wird jetzt Nichts von Dir annehmen."

„Sagen Sie doch jetzt Alles;" bat Benjamin eindringlich, „denn schweigen Sie nur ferner öffentlich, so ist Jener zufrieden und hat auch alle Ursache, es zu sein."

„Zur Beruhigung Roderichs mag's geschehen, sonst würde ich auch gegen ihn Nichts von jener dunkeln That erwähnen. Doch, Roderich, nur flüchtig kann ich fortstreifen über jene finsteren Ereignisse aus meiner Kindheit, Du und auch Dein Freund, mein Vetter Harald von Tondern, Ihr werdet mich verstehen, ohne viel Worte. Daß mein Vater Spieler — Ihr wißt's Beide. Seine Leidenschaft riß ihn einst hin, meiner Mutter ein altes Brillantkreuz fortzunehmen, das Erb- und Eigenthum des Tondern'schen Geschlechts, und jenes Kreuz, das ich am Tage der Testamentseröffnung in Bronswiek auf wunderbare Weise erhalten, ist in noch seltsamerer

Weise verloren. Mein armer Vater hatte stets gehofft, durch dieses Kreuz sein verspieltes Vermögen wieder zu erhalten und — theilweise erfüllte sich diese Hoffnung. — Er setzte dasselbe auf eine Karte, gewann damit Tausende und sprengte mit dieser Summe im Marmorsaal zu Aachen die Bank. Mit seinen Schätzen beladen, kehrte er Abends spät in Begleitung des Fürsten Koslowkoff, der Mitbewohner unseres Hauses war, in seine Wohnung zurück. Schon an der Thüre empfing ihn meine Mutter, die das Kreuz vermißt, mit heftigen Worten. — Sie hatten eine schreckliche — eine furchtbare Scene miteinander, eine Scene, wie sie nur im Hause eines Spielers sich ereignen kann. — Dieser Auftritt endete damit, daß mein Vater in heftiger Aufregung nach einer Pistole griff, welche über seinem Bette hing. Meine Mutter, durch diese That zur Besinnung kommend, rief ihm flehend zu: „O Victor, tödte Dich nicht!“ Ich sehe noch meines Vaters Blick — höre noch seinen Ton, mit dem er sagte: „Wozu leben, wenn ich Dich so elend mache, wie Du sagst! — wozu leben, wenn ich so gesunken bin, daß man mich einen „Dieb“ nennen kann!“ Er eilte der Thür entgegen — meine Mutter schrie laut um Hülfe. Fürst

Koslowkoff, der ihren Schrei gehört, trat in's Zimmer. „Halten Sie meinen Mann zurück!" rief sie ihm zu und klammerte sich fest an meinen Vater, der sich von ihr los zu machen strebte. Ehe noch der Fürst sich Beiden genähert, fiel ein Schuß — sie sank zu Boden, ohne Laut — Blut strömte zur Erde. Eine Secunde starrte mein Vater auf die Gestalt zu seinen Füßen; — ich hatte gesehn, daß er nur den Griff der Pistole gehalten, wollte ihm ein Wort der Beruhigung sagen; doch in demselben Augenblicke schrie er mir schon mit herzzerreißendem Tone zu: „Valentine, ich bin unschuldig an ihrem Tode — vertheidige Deinen Vater, wenn man ihn ihren Mörder nennt!" und stürzte aus der geöffneten Thüre, in die sich bereits Menschen drängten."

Überwältigt von der Macht der Erinnerungen hielt Valentine einen Augenblick inne — Niemand sagte ein Wort, Jeder erkannte richtig, daß ihr Schmerz ein solcher, den kein menschlicher Trostspruch zu lindern vermag, den zu ertragen nur ein Gott sie gelehrt. — Nach kurzer Pause fuhr sie rascher fort: „Die in's Zimmer Eintretenden waren, wie ich später erfahren, General von Halden und Abraham Hain, die Beide meine Eltern lange ver-

geblich gesucht, sie endlich trotz ihres angenommenen falschen Namens aufgefunden, in der Stunde gefunden, wo Beide an der Schwelle der Ewigkeit standen. Meine Mutter richtete sich in dem Augenblick auf, wo mein Vater aus dem Zimmer stürzte. „Victor!" rief sie erst schwach; „Victor, ich lebe!" schrie sie lauter, und als sie wohl bemerkte, daß ich dem Vater nacheilen wollte, erreichte ihr Ruf noch mein Ohr: „Ja geh, eile, rette ihn, Valentine!" Wie ich auch lief — der Richtung entgegen, die ich Andere einschlagen sah — ob ich auch Alle überholte, die vorwärts stürzten, — ich sah meinen Vater nicht! — Neben mir lief eine Gestalt, die wie ein Schatten meine Schritte verfolgte und dies war Benjamin Henoch."

Abermals hielt Valentine inne, schluchzend verbarg sie einige Minuten das Gesicht in beiden Händen; dann eine dieser eiskalten Hände Benjamin reichend, sprach sie leise: „O, nicht wahr, Benjamin, es war entsetzlich, gräßlich!" — —

„Diese Nachtstunde wird die furchtbarste Erinnerung meines Lebens bleiben," entgegnete er ernst.

„Ja, es war furchtbar!" setzte Valentine zusammenschauernd hinzu — „furchtbar, als wir plötz-

lich inmitten der Einsamkeit und Dunkelheit den Schuß hörten, so in unserer Nähe! — — Doch ob die That auch nur wenige Schritte von uns entfernt geschehen, wir fanden in unserer Verwirrung und Todesangst meinen armen, unglücklichen Vater erst nach mehreren Minuten, und — als wir ihn vor uns sahen, da erkannten wir zugleich, daß Jemand ihn beraubte, — seiner Brieftasche beraubte. — Wer dieser Dieb — ich brauche ihn wohl nicht zu nennen, — ich sagte auch Niemandem davon, denn er sühnte die That der Schande durch eine That des Edelmuthes, trat als Vertheidiger meines Vaters auf, erklärte überall, sogar vor Gericht, daß er seine Frau nicht verwundet — sie selbst die Waffe unvorsichtig angefaßt und er schuldlos sei an ihrem Tode. Er sagte auch aus, was mein Vater mir zugerufen, kurz that Alles, ihn von dem Verdachte zu reinigen, der den Todten leider überall traf. Ob Fürst Koslowkoff das Alles gethan, wenn ich nicht über die Brieftasche geschwiegen, will ich nicht behaupten; — er hatte Benjamin und mich gesehen — in mir wohl die Tochter des Mannes erkannt, dessen Gewinn im Spiel ihn zum Diebstahl verlockt. Er sagte uns, er habe sehen wollen, ob

der Schuß tödtlich — sagte aber nie zu Andern, daß er der Erste bei der Leiche gewesen, sprach nur davon: dem Ende der Scene im Hause beigewohnt zu haben. Da das Zeugniß des Fürsten meinen Vater, der unter fremdem Namen in Aachen gelebt, wirklich völlig freisprach, so schwieg ich über die Brieftasche, trotzdem man mich vielfach fragte, ob ich nicht wisse, wohin all das Geld gekommen, welches er an dem Abend gewonnen. Ich nahm auch Benjamin das Gelübde ab, gegen Niemand jenes Diebstahls zu erwähnen und vermuthe, er hat die That nur seinem Großvater und zwar deshalb verrathen, um das Brillantkreuz wieder in meine Hand zu bringen, das mein Vater doch, wie er gesagt, bei sich gehabt, nur nicht dazu gekommen war, meiner Mutter einzuhändigen."

Benjamin Henoch gab zu, daß er Abraham Hain wirklich aus dem Grunde die That des Fürsten verrathen, und sein Großvater auch dadurch das Kreuz wieder erhalten habe.

„Wie schrecklich muß es Ihnen gewesen sein, Valentine, den Fürsten heute wieder zu sehen!" rief Harald voll Theilnahme und Mitleid.

„Ich sah ihn schon vor einigen Jahren einmal!"

„Wo, — wann?“ fragten Roderich, Harald und Benjamin zugleich.

„Auf der Rückfahrt von Stubbenkammer im August 1842, am Abend vor jener schrecklichen Nacht in Nimperow.“

„Dort waren Sie mit auf dem Schiffe?“ rief Harald lebhaft, „die eine Mönchguterin?“ setzte er langsam hinzu, und offenbar war's, daß mit dieser Erinnerung viele andere in ihm auftauchten.

Ebenso erging's auch Roderich, und als Valentine kurz erzählt, wie sie damals auf's Schiff gekommen, sagte er verwundert: „Daß Du gesehen, wie ich gespielt und mich dennoch, trotz all der traurigen Erinnerungen Deiner Vergangenheit geheirathet hast — sieh, Valentine — das begreife ich nicht.“

Sie erröthete tief und dunkel; er sah sie forschend an, umschlang sie dann plötzlich und rief jubelnd: „Du hast mich also schon lange geliebt! O Valentine, wie glücklich mich das macht! Doch warum, Valentine, bist Du trotz aller Freundlichkeit stets so kalt gegen mich gewesen?“

Wie durch Zauber schwand das Roth von ihren Wangen, sie sah ihn ernst und traurig an, und es

lag so gar nichts von Liebe und Glück in ihren Zügen, daß er überrascht seine Arme sinken ließ, staunend von ihr zurück wich. Langsam hellte sich ihr Antlitz aber wieder auf, und freundlich sprach sie: „Roderich, weißt Du, daß Dein erstes Wort, welches Du an mich richtetest, war: „Und Sie — Sie haben mir Glück gebracht!“

„Ja, auf dem Schiffe,“ entgegnete er lebhaft, und schnell, wie überhaupt bei ihm die Eindrücke wechselten, vergaß er den eben erhaltenen und setzte hinzu: „Auch jetzt ist mir erklärlich, wie Du es meintest, als ich Dir den Leuchter abnahm und Du in so ernstem Tone entgegnetest: „Ja, die Last ist schwer.“

Roderich wandte sich zu Benjamin. Sah dieser, wie Valentine einiger Augenblicke Ruhe bedurfte, bemerkte er, wie es Harald drängte, einige Worte mit Valentine allein zu sprechen, oder wollte er ihr, die so viel in den vergangenen Stunden gelitten, einen Moment des Glücks verschaffen — er zog Roderich in ein Gespräch, und entfernte sich wie zufällig von der Gruppe, trat auch, ohne daß jener Argwohn schöpfen konnte, mit ihm in das offen stehende Nebenzimmer. Kaum bemerkte Harald, daß

er mit Valentinen allein war, sagte er ernst: „Darf ich auf Ihre Vergebung hoffen, damals die Last Ihrer Verhältnisse so viel drückender gemacht zu haben? — Selbst werde ich mir das ja nie verzeihen können.“

„Graf Tondern!“ sagte Valentine, Haralds Hände ergreifend, mit innig bittendem Tone, „wenn Sie an die Vergangenheit denken wollen, so erinnern Sie sich Ihrer That des Edelmuth's auf der Reise nach Berlin.“

„Was ist das!“ sagte er schmerzlich, „was ist's gegen —“ Sie ließ ihn nicht ausreden und sprach lebhaft: „Sie retteten dadurch das Leben meiner Mutter und das meinige. Hatte sie doch einst gesagt: erfülle sich noch die eine Prophezeihung ihres Vaters und bringe ihr Mann die Schmach über sie, in Arrest zu kommen, so würde sie sich und mich tödten. — Meine Mutter, Harald, war zu leidenschaftlich, solche Entschlüsse unausgeführt zu lassen.“

„Aber das wußte ich doch nicht, Valentine,“ entgegnete er ernst und setzte leiser hinzu: „Könnten Sie mir den Trost geben, Ihnen mit jener That eine kleine Freude gemacht zu haben, so würde ich das Bewußtsein mancher spätern Schuld gegen Sie leichter tragen.“

„Daran könnten Sie zweifeln?“ fragte sie staunend.

„Ja, Valentine, denn Sie waren zu sehr Kind, um den Werth jener kleinen That zu ermessen.“

„So glauben Sie mir jetzt, daß diese That, die Sie klein nennen, die größte Freude meines Lebens war, die Erinnerung daran der lichte Stern meiner Kindheit, meiner ganzen —

Sie stockte.

„O, fahren Sie fort!“ rief er flehend, „was ist's, das Sie hinzusetzen wollten?“

Sie sah zu ihm empor, er auf sie nieder in ihr lichtstrahlendes Auge. Wie schon zweimal in ihrem Leben standen sie sich jetzt gegenüber, Blick in Blick tauchend und aus ihm lesend, was tief im Grunde des Herzens ruhte. Bereits in der nächsten Minute war ihr Blick so dunkel, so flammend, so warm und sonnig; und leuchtenden Auges schaute Harald in diese seltsam glänzenden Augen Valentinens, in diese Augen, die ihm die Ruhe nahmen und doch so wunderbare Ruhe gaben.

Wie lange sie so da standen, ob lang oder kurz — sie wußten's Beide nicht; erst die in's Zimmer Zurückkehrenden führten sie in die Wirklichkeit zurück.

Valentine wurde geisterbleich, als sie Roderichs Stimme vernahm, entsetzt blickte sie um sich — auch Harald erbebte wie in Fieberschauer; doch als er ihre zitternde Gestalt umfaßte, entriß sie sich mit der Schnelle des Gedankens seinen Armen, warf sich auf einen Stuhl, verbarg das Gesicht, das heiße Thränen im unaufhaltsamen Strome überflutheten, in den Händen.

Roderich glaubte, sie habe noch mit Harald über ihre Vergangenheit gesprochen, schrieb ihre sichtbare und heftige Aufregung dieser Unterredung zu, und vor sie hinknieend, sagte er bittend: „O, weine nicht, Valentine — ich kann jetzt keine Thränen von Dir sehen, ohne daß das Herz mir zu brechen droht; doch glaube: was ich fortan thun kann, Dich die Vergangenheit vergessen zu lassen und glücklich zu machen, soll gewiß geschehen.“

Wie fest, wie freudig auch Valentine diesem Ausspruch vertraute, und wie sie auch überzeugt gewesen war, daß, wenn sie sich entschließe, das ihrer Mutter gegebene Wort zu brechen und Roderich von ihrer Vergangenheit in Kenntniß zu setzen, ihre Zukunft sich lichter gestalten werde, — so war es Roderich von Halden doch nicht beschieden, Valentine

glücklich zu machen und er nicht dazu bestimmt, ihr den Beweis zu liefern, daß ein Spieler seiner Leidenschaft völlig entsagen könne.

Die über Europa hereinbrechenden politische Ereignisse führten Roderich schon nach wenigen Tagen von Valentinen fort, brachten ihn bald nach dem Kriegsschauplatze in Schleswig-Holstein. Dort wurde er in einem Gefechte, das in der Nähe von Tondering stattfand, schwer verwundet und anscheinend leblos auf das einstmalige Tondern'sche Familiengut gebracht.

Als Valentine nach erhaltener Nachricht sofort Berlin verließ, über verwüstete Stätten, durch brennende Dörfer, durch alle Schrecken des Krieges hin zu Roderich eilte, betrat sie das alte Schloß am Meere, — den früheren Wohnsitz ihrer Vorfahren — in der Stunde, welche die letzte im Leben ihres Gatten!

Ihr Trost war, daß er sie noch gesehen und erkannt, ihre Freude, daß sie ihm vertraut; denn der Gedanke lichtete die dunkle Stunde seines Todes: daß sie, die so stark im Glauben an Gott, auch so stark in dem an die Menschen gewesen, den Glauben an ihn nicht verloren hatte, obgleich er so Vieles gethan, ihn zu erschüttern.

Vierzehntes Kapitel.

Frieden herrschte wieder in Schleswig-Holstein, wenn auch nicht Ruhe — dieser Segen, der jenem deutschen Lande nicht beschieden zu sein scheint, für den schon so viel tausend Opfer gebracht und gefallen, — für dessen Erreichung unsere deutsche Nation noch in jedem Augenblicke zu mehr, zu noch größeren Opfern bereit sein würde. Wie fern jener Segen der Ruhe aber auch dem Lande im Frühling 1851 war und noch jetzt ist, in so reichem Maaße genoß ihn um dieselbe Zeit eine Bewohnerin dieses schönen deutschen Landes. Es war die in tiefster Einsamkeit und Abgeschiedenheit auf Tündering lebende Valentine.

Herr Henoch, der Besitzer des Gutes, hatte sie gebeten, auf dem alten Stammschlosse ihrer Fami-

lie zu bleiben und sich dort ganz wie in ihrem Eigenthume zu betrachten. Er hatte dessen Räume nur stets flüchtg betreten, noch nie da gewohnt und ließ das Gut, wie er Valentine sagte, für seinen Sohn bewirthschaften.

Sah sich Valentine nun auch nie als Eigenthümerin des Schlosses an, so war es ihr doch lieb, dort wohnen zu können, wo ihre Mutter ihrer Kindheit glückliche Tage und so manches ungetrübte Jahr ihrer Jugend verlebt. Um so freudiger hatte sie von Herrn Henochs Anerbieten: auf Töndering zu bleiben, Gebrauch gemacht, als sie ja nirgends in der Welt mehr eine Heimath hatte, und Bronswiek längst verkauft war. Wenn auch die Präsidentin von Halden und die an die Gebrüder Winter verheiratheten Schwestern Roderichs ihr eine Zufluchtsstätte in ihren Häusern eröffnet hätten, sie fühlte zu deutlich, Niemand von diesen Verwandten so nahe zu stehen, um täglich, stündlich mit ihnen zusammen sein zu können. — So war sie denn in Töndering geblieben, und ihre schönen Talente waren nicht allein ihre Zerstreuung in der tiefen Einsamkeit, die Malerei blieb für sie fort und fort das Mittel, sich ihre Existenz selbst zu verschaffen.

Zu diesem alten Schlosse am einsamen Nordseestrande wandte sich Harald von Tondern, der mit glühendem Enthusiasmus für die Freiheit seines Vaterlandes auf Schleswig-Holsteins Boden gekämpft, — als vorläufig die letzte der Hoffnungen geschwunden, welche die Kinder jenes deutschen Landes gehegt, und für die er, wie so viele Tausende, freudig sein Leben eingesetzt. —

Harald stand im Begriff, in seine Heimath zurückzukehren, in jene Heimath, welche er einst durch Valentine erhalten. Mit klopfendem Herzen betrat der achtunddreißigjährige Mann die alten, wohlbekannten Räume des Schlosses Töndering, die er einst als zehnjähriger Knabe mit so erbitterter Seele verlassen. Als Die ihm entgegeneilte, nach deren Anblick er sich schon so lang, so heiß gesehnt, als der Augenblick endlich da war, den er kaum zu erwarten vermocht, da rief er statt eines Grußes, hingerissen durch die Macht seiner Gedanken, überwältigt von der Allmacht seiner Gefühle, ohne jede weitere Einleitung: „Valentine, ich kann nicht gehen, ohne Dich zu sehen, — kann Dich jetzt nicht wiedersehen, ohne Dich nicht gleich zu bitten: komm mit mir, um mich nie wieder zu verlassen!“

Und das Herz Valentinens von St. Allande, das ihm eigen gewesen seit langen Jahren, wie hätte es sich ihm nicht jetzt ganz hingeben sollen? Wie hätte sie zögern können, sich in die Arme Dessen zu werfen, der die seinigen ausbreitete, sie zu umfangen?

Lange, lange ruhten sie Brust an Brust, und was der Mund auch an Worten der Liebe sagte, nie — nie konnten die Lippen jenes mächtige Gefühl in seinem vollen Umfange, in seiner ganzen Gewalt schildern, das seit so lange in der Tiefe ihrer Seelen geruht. — Um das zu ermessen, bedurften sie, wie einst, der Blicke, und als Aug' in Aug' sich erst senkte, aus diesem Spiegel der Seele hervorstrahlte, was in ihrem Grunde verborgen war, wie schien Beiden doch da die Welt so klein gegen die Größe ihres Glücks, — ihr früheres Leid so gering gegen die Ueberfülle unendlicher Seligkeit. Und sie wurden lange nicht müde, sich anzuschauen, lange nicht müde der Wiederholung Dessen, das sie sich erst jetzt sagen, endlich gestehen durften. Immer und wieder sagten sie sich's jubelnd, wie lang das Herz dem Herzen gehört, und dabei vergaßen sie Alles — Alles, was je ihre Seelen bedrückt.

Aus dem Himmel ihrer Liebe führte Etwas sie auf die Erde zurück, dessen Wohlthat sie erst später erkannten, das im Augenblick sie nur überraschte und in lebhaftes Staunen versetzte.

Abraham Hain, der achtzigjährige Greis, erschien eines Tages in Töndering, kurze Zeit nachdem Harald dort angelangt; er legte in Valentinens Hand ein Dokument, das er vor fünfundzwanzig Jahren von ihrer Großmutter empfangen, mit dem festen und heiligen Gelübde übernommen: erst nach diesem Zeitraume von Jahren die Tochter des Vicomte von St. Allande von diesem Vermächtniß in Kenntniß zu setzen.

Töndering, außerdem der Rest des baaren Vermögens Frau von Eckardsteins, war in dem Dokumente Valentinen verschrieben, ihr mit der Bitte vermacht: die Schulden ihres Vaters zu tilgen — ihm im Fall seines Todes wie ihren übrigen Schwiegersöhnen ein ehrenvolles Andenken im Grabe zu sichern.

Ueber die Verwaltung des Vermögens brachten Abraham Hain und der gerichtliche Anwalt des Gutes, Justizrath Delorme, die Listen bei. Aus ihnen ergab sich, daß von den Zinsen die Hauptanzahlung

beim Ankauf von Bronswiek gemacht, das Capital, was noch darauf schuldig, vorläufig von Benjamin Henoch vorgestreckt worden, aber durch das baare Vermögen der Baronin Eckardstein vollständig gedeckt werden konnte.

Durch den Besitz von Töndering und die weise Fürsorge Abraham Hains und Benjamins war also Bronswiek, der Familiensitz des Eckardstein'schen Geschlechts der Enkelin des Letzten jenes Stammes erhalten, und daß dieses herrliche Gut nie in andere Hände übergehen sollte, gelobten Valentine und Harald dem alten Abraham.

Wie beglückte aber Beide der in dem Dokumente ausgesprochene Wunsch, daß Valentine von St. Allande sich mit ihrem Cousin, Harald von Tondern, vereinen möge, und wenn es geschähe, sie dem Namen Tondern den Namen „Eckardstein" beifügen möchten.

Abraham Hain, der treue Freund ihrer Familie, der Beschützer ihrer Eltern, war auch Valentinens Führer zum Altare, als sie in Tönderings kleiner, von den Meeresfluthen umrauschter Kirche Harald das Gelübde ihrer Liebe und Treue ablegte, einer Liebe und Treue, die seit ihrer Kindheit fest im

Herzen wurzelte und nie daraus entwichen war, was sie auch Alles gethan, diese Gefühle aus ihrer Brust zu reißen.

Wie sie nun mit ihrem Gatten heimkehrte von dem heiligen Orte, der sie Beide für's Leben vereint, Hand in Hand mit Harald vor dem alten Juden niederkniete, der mit feuchtem Blick seine zitternden Hände segnend auf ihre Häupter legte, da hing Abraham Hain auch Valentine von Tondern das glänzende Amulet ihres Glücks noch einmal um, dessen Kraft an Valentine von St. Allande und Halden sich nicht bewährt hatte.

Von dem Anblick des alten Kreuzes, wie einst am Morgen der Testamentseröffnung, überrascht, überwältigt, fragte sie auch jetzt mit bebender Stimme: „Woher, woher?"

Abraham Hain sah sie freundlich an und entgegnete dann ernst: „Benjamin sendet es Ihnen jetzt, doch mit der Bitte, nie darnach zu forschen, auf welche Weise er wieder in dessen Besitz gekommen."

Und Valentine forschte nicht, sie fragte auch nicht, wie damals: „Wird es mir Glück oder Unglück bringen?" sie wußte, die symbolische Deutung des

Kreuzes: „durch Nacht zum Licht!“ war jetzt erfüllt; sie fühlte, die Nacht sei vorüber, das Licht da! — Und vorüber waren in Wahrheit die dunkeln Schatten ihres Lebens; hell und strahlend brach der Morgen ihres Glückes an. Wie dankte Valentine Gott, als sie im Sommer desselben Jahres mit Harald nach Bronswiek übersiedelte, dort ihr Zimmer wiedersah, in dem sie noch Alles unverändert fand, wie sie es verlassen, sie selbst mit unveränderter Gesinnung den Raum betrat und sich ohne Ueberhebung sagen konnte, daß ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, mit dem sie einst aus diesem Zimmer geschieden. — Sie hatte sich in Wahrheit in dem oft so dunkeln, wirren Labyrinthe ihres Lebens nicht verloren! Valentine bewährte sich auch da, als es noch einmal galt, Opfer zu bringen und der gute Engel Derer zu sein, die ihr Böses gethan.

Es war ein Jahr nach ihrer Vereinigung mit Harald, wenige Tage nachdem, wo sie im Vollgenuß höchsten Erdenglückes des Weibes schwelgte und ihr erstes Kind, ein liebliches Mädchen, in den Armen hielt. Benjamin Henoch sandte ihr die Kunde, daß Blanche in Petersburg tödtlich krank, von ihrem

Gemahl verlassen sei und in ihren wilden Fieberphantasien unausgesetzt den Namen „Valentine“ rufe. Konnte nun auch Valentine selbst nicht reisen, so drang sie doch in Harald, daß er's that; und wie hätte er ihr den Wunsch abschlagen können, als er sah, wie viel ihr an dessen Erfüllung lag. So reiste er denn, kam in Petersburg aber erst an, als Blanche, schon völlig ihrer Sinne beraubt, bereits Aufnahme in einem Irrenhause gefunden. Sah er sie dort auch wieder, so erkannte er sie kaum wieder; denn in furchtbarster Weise war sie verändert. Sie, die einst so leicht durch's Leben geflattert, schritt jetzt ernst und düster dem sichern und baldigen Tode entgegen. Was Harald thun konnte, das trostlose Geschick der Unglücklichen zu mildern — er that's — er umgab sie, die Zeit ihres Lebens an Glanz und Luxus gewöhnt und nun in bitterster Armuth auf Kosten des Staats vegetirte, mit Allem, was ihre Lage erleichtern konnte, brachte sie in möglichst gute Verhältnisse und sorgte für treue Pflege.

Als Harald mit peinlicher Gewissenhaftigkeit alle seine Pflichten gegen diese unglückliche Verwandte erfüllt, eilte er zurück in die Heimath, zurück zu Weib und Kind. — Wie dehnten sich die Stunden,

ehe er daheim ankam — wie konnte er kaum die Zeit erwarten, welche doch verfließen mußte, bis er wieder angelangt im Hafen seines Glücks! —

„Warten“ ist schon an und für sich ein aufreibender Seelenzustand; aber dieses Hinbringen der letzten Tage, dieses Zählen von Stunde auf Stunde, dieser Kampf zwischen unserer Ungeduld und der immer langsamer dahin schleichenden Zeit, — diese letzten vierundzwanzig Stunden, die man endlich erlebt, und doch nicht weiß, wie man sie verlebt — all dies ist wie das endlose Stimmen der Instrumente, das Einem so unsäglich weh thun kann, — wo jede Fiber des Herzens erzittert — zittert — bis sie heranbraust, die Jubelouverture des Wiedersehns! Dann flüchtet alles Weh des Herzens in die weite Welt des ersten Blicks, und das Entzücken weint stumm seine beredtesten Thränen.

Diese erste Trennung Haralds und Valentinens ist bis jetzt die einzige geblieben, seit sie vereint sind. Ihr dauernder Aufenthalt ist Bronswiek. Dahin kehren sie wieder zurück, wo sie auch immer gewesen; und sehen sie erst wieder der Ostsee ruhige, tiefblaue Fluth, feiert diese stets den schönsten Triumph über

ihre wild bewegte Schwester, die stürmische, brausende Nordsee.

Hillerhörn übergaben Harald und Valentine der Präsidentin von Halden als Wittwensitz. Sie lebt dort mit ihrer Tochter Anna und dem Aeltesten ihrer beiden Söhne, der das kleine Gut bewirthschaftet und ihre Verhältnisse in Ordnung bringt, die zu verwirren der Jüngste stets bemüht ist. Dieser hält die Mutter so in Schach, daß sie, trotzdem sie nun ruhig leben könnte, wenig ruhige Stunden hat, und die Sorge um diesen leichtsinnigen Sohn bleicht ihr Haar mehr und mehr, erfüllt ihr Herz täglich mit neuem Kummer. Eine zweite Sorge der Präsidentin ist: daß ihre Tochter Anna bisher unverheirathet geblieben. Ganz hat die ewig speculirende Mutter noch nicht die Hoffnung aufgegeben, Anna glänzend zu versorgen, und sowie daher unverheirathete Männer das Seebad zu Putbus gebrauchen, sind auch die Nerven Frau von Haldens höchst angegriffen — sie reist, um diese zu stärken, in Begleitung ihrer Tochter dahin — kehrte aber bis jetzt stets unverrichteter Sache heim.

Daß Anna nicht Mathildens Nachfolgerin geworden, ist das Eine, was die Präsidentin Valen-

tinen, die sie sonst innig liebt, nicht vergeben kann, was sie ihr auch nie verzeihen wird. Harald kennt wohl diesen kleinen Groll seiner ehemaligen Schwiegermutter, doch kümmert er ihn nicht und er denkt nur daran, wenn ein finsterer Blick der Präsidentin seine geliebte Frau trifft.

Dieser düstere Blick gilt aber oft mehr dem glänzenden Brillantkreuz Valentinens, als ihr selbst, denn das Amulet ihres Glückes mahnt Jene stets in unangenehmer Weise an eine Stunde, welche die unglücklichste ihres Lebens — eine Stunde, in der ein Mensch sie erkannt und durchschaut hat.

Beatrice von Halden, die Frau Sigismund Winters, trägt seit Kurzem den Titel ihrer Mutter. Mit dem Talente dieser Mutter begabt, ihre Umgebung nach eigenem Willen zu lenken und nach ihrem Wunsche zu leiten, hat Beatrice dieses Talent in glänzender Weise bewahrheitet und ihrem Gatten in einer Carriere gehalten, die er schon so lange seinen Geschichtsstudien opfern wollte. Zur aufrichtigen Betrübniß seiner Freunde und Bekannten huldigt Präsident Winter noch immer der alten Geschichte der Römer und Griechen, und beginnt er

in seinen literarischen Abendzirkeln die noch immer von ihm geliebten Vorträge über „Hannibals Grundidee zum zweiten Punischen Kriege,“ so könnte mancher nach Schlafmitteln vergeblich forschende Arzt dort Gelegenheit zum gründlichen Studium des probatesten Mittels der Art finden und ein Medicament ergründen, das sich an Hunderten schon in eclatantester Weise bewährt.

Nur zu den Zeiten, wenn Sigismund mit seiner Familie im Herbst von Wallowitz heimkehrt, hat Hannibal am „Swantewitt“ einen gefährlichen Nebenbuhler. — Sigismund sucht noch immer der Grundidee dieses Götzendienstes auf die Spur zu kommen. Das im Meere versunkene Arkona, mit seinem zerstörten Tempel des heiligen Lichtgottes, dient ihm bis auf heutigen Tag zur Grundidee eines dritten bedeutenden Werkes und wird sicherlich durch ihn noch einmal an's Tageslicht gezogen werden.

Daß, um mit Edmund Winter zu sprechen, „Fock“ sich erlaubt hat, seinem Bruder mit einem Werke über Rügens Vergangenheit zuvor zu kommen, darüber freute sich bei Herausgabe Niemand mehr, wie eben dieser jüngere Bruder des Geschichtsforschers. Bald sah er aber, daß das Buch Sigis-

mund nur auf's Neue angefeuert, und er sich jetzt mehr denn je mit Gott Swantewitt beschäftigt, nicht allein aus Büchern sein Wissen bereichert, sondern auch aus mündlichen Traditionen Segen zu ziehen hofft und zu diesem Zweck gar manche Fahrt zu Herrn Scheppler nach Sagard macht, um sich von ihm, der so bewandert in Rügens Geschichte, von Swantewitt und seinen Priestern erzählen zu lassen. Edmund ist sehr unglücklich, wenn Sigismund ihn einmal zu diesen Fahrten abholt. Er würde seinem Bruder nur mit außerordentlichem Vergnügen „erlauben", über eine andere auf Rügen verehrte Gottheit, über die heilige Hertha, ein Buch zu schreiben, denn seit der ehemalige originelle Student seine Tochter „Hertha" genannt, interessirt er sich für diesen Namen so, daß er dieser zu Liebe auch die Unmöglichkeit vollbringen würde, ein Werk von Sigismund zu lesen. Diese seine einzige Tochter, das vierte seiner Kinder, Hertha zu nennen, würde Edmund vielleicht nicht eingefallen sein, wenn Harald ihm nicht mit dem guten Beispiele vorangegangen wäre, seiner und Valentinens ältester Tochter diesen auf Rügen so berühmten Namen zu geben.

Als denn der Himmel den heißen Wunsch des

Forstmannes erfüllte und ihm eine Tochter schenkte, da rief Edmund sogleich entschieden: „Hat Harald sich erlaubt, seiner Kleinen den Heidennamen zu geben, wird auch Gott mir wohl die Sünde verzeihen, meine Tochter nach jener schönen Göttin zu nennen.“

Und der Himmel scheint's verziehen zu haben; denn die beiden kleinen Hertha's sind jetzt schon sehr große Hertha's, namentlich die Haralds. Sie ist des Vaters Ebenbild im Äußern, groß, schlank, blond wie er, der Mutter Ebenbild aber im Charakter, und ihre Sanftmuth zügelt gar oft die Lebendigkeit ihrer jüngeren Geschwister, die mit den St. Allande'schen Augen auch das französische Blut geerbt. Valentine würde durch die übergroße Lebendigkeit ihrer beiden Söhne beängstigt werden, wenn sie nicht das Loos ihrer Kinder in Gottes Hand gegeben hätte und ihm vertraute, daß er ihre Lieblinge leiten und schützen würde, wie er ja einst auch sie geleitet und geschützt.

Benjamin Henoch ist der jährliche Gast Haralds und Valentinens. Ist er in Bronswiek, so versäumt er nie, eine kleine Fischerhütte aufzusuchen,

die zierlicher und hübscher gebaut, wie alle andern Fischerhäuser an Jasmunds Strande. Dort waltet die hübsche Mönchguterin, Stina Hilm, als Friedrich Anders glückliche Hausfrau. Haus und Garten waren das Hochzeitsgeschenk Valentinens. Als das junge Paar seinen Einzug darin hielt, fanden sie in freundlich eingerichtetem Wohnzimmer ein Geschenk, das Beide fast mehr beglückte, wie die ganze Wirthschaft, — es waren die Portraits ihrer Wohlthäter. Das Bild Haralds war jenes, welches Valentine einst auf Mönchgut gemalt, vor Aller Augen verhüllt und dem sie Untergang im Meere bestimmt. Ernst, kalt, stolz, wie die Augen jetzt nicht mehr auf Jemand herab schauen, blicken Haralds Augen in den engen Raum der kleinen Hütte und bilden einen starken Gegensatz zu dem warmen, strahlenden Blick Valentinens, zu ihrem glücklichen Lächeln, mit dem sie aus dem Bilde auf Jeden niedersieht. Oft, nur zu oft schaut Benjamin und der arme Schiffer in diese sonnige Tiefe jener glänzenden Augen, und daß sie Beiden nicht durch ihr Leben leuchten, dafür hat Friedrich Anders einen kleinen Trost in Frau und Kind — Benjamin Henoch in dem beglückenden Gedanken: daß keine Thräne diesen strahlenden Glanz mehr

umdunkelt, dies Lächeln seligen Glücks jetzt dauernd in dem schönen Gesichte Valentinens geworden.

Stina Hilm behauptet immer: Herr Henoch sähe das Bild Valentinens mit einem Blicke an, wie man ihn eigentlich nur gen Himmel richten solle.

Warum sollte Benjamin Henoch nicht so zu Valentine aufsehen? – Dachte er doch stets, wenn er sie ansah, daß sie im Himmel nicht so weit von einander getrennt sein würden, wie hier auf Erden, wo nicht allein die Vorurtheile der Stände sie von einander geschieden, sondern auch ihr Glaube sie weit von einander entfernt. — Dort aber, wo die Schranken menschlicher Gesetze aufhören, die Grenze des göttlichen Reiches beginnt und die endlosen Schranken der Ewigkeit sich Denen öffnen, die im Glauben an das lichte Jenseits durch das oft so finstere Diesseits wandeln — da — da hoffte Benjamin, mit Valentinen vereint zu sein.

Ende.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

L